

Die Kameele begannen unruhig zu werden
durch das dumpfe Gebrüll, das ihre Ohren traf.

Bibliothek

für die

reifere christliche Jugend.

Neunundvierzigster Band.

Erlebnisse eines Priesters &c.

Zweite Auflage.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1884.

Erlebnisse
eines
Priesters und Soldaten
unter den Negern in Afrika.

Eine Erzählung
zur Belehrung, Erbauung und Unterhaltung für die Jugend.

Nach dem Französischen.

Zweite Auflage des unter dem Titel erschienenen: **Die Yulosi** von **de Préo.**

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1884.

Vorwort.

Als der Heiland der Welt von seinen Jüngern Abschied nahm, erteilte er ihnen noch den besonderen Auftrag, hinzugehen in die ganze Welt und das Evangelium allen Geschöpfen zu predigen. Die Apostel haben diese Verpflichtung redlich erfüllt. Sie scheuten keine Gefahren und Drangsale und besiegelten mit ihrem Blute die Erhabenheit der christlichen Religion, die mit jedem Jahre unter den heidnischen Völkern immer weitere Verbreitung fand. Kein Jahrhundert, selbst das finsterste nicht ausgenommen, ging in dieser Beziehung erfolglos vorüber. Seit den ersten Bekehrungsreisen der Apostel bis auf unsere Zeit haben sich Millionen der göttlichen Lehre des Kreuzes zugewandt, nicht bloß unter

den civilisierten Völkern Europas, sondern sogar unter den wildesten, dem finstersten Götzendienste huldigenden Bewohnern Afrikas hat der Glaube Eingang gefunden, und es ist allgemein bekannt, wie segensreich der Jesuitenorden, die Propaganda u. s. w. gewirkt haben. Achtzehn Jahrhunderte haben aufs glänzendste den Beweis geliefert, daß das Christentum eine Religion für alle Völker ist, daß es nicht wie die einzelnen heidnischen Götterlehren an ein besonderes Land, ein besonderes Klima, eine besondere Nationalität sich bindet, sondern daß es von einem Pole zum anderen gleich sehr geeignet ist, seine Verehrer zu völlig neuen Menschen umzuschaffen und aus der ganzen Welt eine unter sich verschwisterte Gemeinde zu bilden. Aber nicht alle Missionen hatten einen gleich guten Erfolg. Die protestantische Kirche ist, man möchte fast sagen, zu kalt, zu abstoßend, und machte deswegen unter den Heiden verhältnismäßig nur geringe Fortschritte. Der auf einer niederen Kulturstufe stehende Mensch neigt sich mehr zum Sinnlichen, in die Augen Fallenden hin; deswegen wird ihm die katholische Religion

mit ihren bedeutsamen Symbolen jederzeit zusagen. Sie besitzt auch vor dem Protestantismus die treffliche Eigenschaft, allen Verhältnissen und dem Charakter der verschiedenen Nationen sich anzupassen und den Menschen, ohne ihm seine Eigentümlichkeit zu nehmen, sittlich zu bessern und ihn zu einem würdigen Verehrer Christi zu machen. Alle Missionsberichte bezeugen dies. Trotzdem, daß die protestantischen Missionäre den Schutz der Regierungen genossen, während die katholischen unterdrückt wurden, haben die letzteren doch überall Siege davongetragen, welche die ersteren ihnen nimmer streitig machen können. China, Ostindien, Malabar, Ceylon, der Birmanenstaat, Afrika u. s. w. zählen weit mehr katholische, als protestantische Christen. Mit welch unermüdlichem Eifer die Glaubensboten sich bestreben, namentlich den wilden Völkern Afrikas das Heil des Evangeliums zu verkündigen, darüber giebt besonders das gegenwärtige Werkchen einen klaren Überblick. Die einfache und doch höchst anziehende Sprache, in der es geschrieben ist, wird ihm gewiß viele Freunde verschaffen, und da es keine Erzählung gewöhn-

licher Art enthält, so wird jedermann, welcher dieses Buch zur Hand nimmt, sich davon angeregt und erbaut finden. Möge es daher recht vielen Segen stiften und diejenige Aufnahme finden, welche es in so hohem Grade verdient. Dies ist der sehnlichste Wunsch

des Übersetzers.

Erstes Kapitel.

Die beiden Brüder. Die Projekte. Die Abreise.

Es war an einem Abend gegen das Ende des Monats März im Jahre 1820, als ein junger Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren vor einem kleinen Hause in der Stadt Lyon ankam. Auf sein Anpochen öffnete sich die Thüre sogleich, er trat in ein bescheidenes Zimmer im Erdgeschoß, und lag in demselben Augenblicke in den Armen eines Geistlichen, eines Mannes von ungefähr zweiunddreißig Jahren.

„Mein guter Bruder," rief er aus, „wie glücklich bin ich, Dich zu umarmen, Du siehst, ich habe keine Zeit verloren; vor drei Tagen erhielt ich Deinen Brief, und augenblicklich verließ ich Paris und eilte hieher. Du hast mir eine Mitteilung von Wichtigkeit zu machen, ich bin bereit, sie zu hören."

„Mein lieber Ernst," antwortete der junge Priester, „ich weiß Dir Dank für Deinen Eifer, und ich werde mich beeilen, Dich in mein Geheimnis einzuweihen; aber vor allem mußt Du einige Nahrung zu Dir nehmen, denn von der Reise bringt man gewöhnlich einen hungrigen Magen mit. Hier ist ein mit Speisen besetzter Tisch, ich will ihn ans Feuer stellen, und Du magst nach Belieben essen."

Wir wollen den Augenblick, wo der Ankömmling seinen Appetit stillt, dazu benützen, unsere Leser mit den beiden Personen bekannt zu machen, die eine so bedeutende Rolle in unserer Geschichte spielen werden.

Ernst Duvernet, Unteroffizier in einem der besten französischen Regimenter, stand auf dem Punkte, aus dem Dienste zu treten. Er war ein feuriger, edler junger Mann. Er war im Militärfache sehr gut bewandert, doch halfen ihm seine Talente nicht so schnell, als er es wünschte, zur Beförderung. Dies war der Grund, warum der junge Mann, zu ungeduldig, um zu warten, den Entschluß gefaßt hatte, aus dem Dienste zu treten. Zu den guten Eigenschaften, die man an ihm bemerkte, gesellten sich mehrere Fehler, welche zwar, mit weltlichen Augen angesehen, unbedeutend, aber, von religiöser Seite betrachtet, groß waren. Er war ein Christ, er verehrte die Religion seiner Väter, er hatte eine hohe Achtung vor allem Heiligen, aber er vernachlässigte die Ausübung seiner religiösen Pflichten zu sehr. Er war in einige der Verirrungen geraten, welche die Welt mit dem schönen Beinamen „glänzend" schmückt, und lange Zeit hatte sein Bruder sich vergebens bemüht, ihn auf einen besseren Weg zurückzubringen. Gleichwohl trugen endlich die Ermahnungen des jungen Geistlichen ihre Früchte, und zu der Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, war Ernst bereits gesetzter geworden, und dachte darauf, seine Lebensart zu ändern.

Sein Bruder war erfreut über diese glückliche Lage der Dinge, und er hatte den günstigen Augenblick ersehen, um ein längst gehegtes Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Brennend vor Verlangen, das Licht des Glaubens unter den Wilden Afrikas zu verbreiten, hatte er die Ausführung seiner Pläne bisher nur aus Liebe zu Ernst aufgeschoben, dessen Rückkehr auf den Weg der Religion er vorerst abwarten

wollte. Von seinen Gesinnungen unterrichtet, hatte er ihm geschrieben, um ihm auch die seinigen mitzuteilen. Der junge Unteroffizier war eilends nach Lyon gekommen, wie der Leser bereits weiß, und wir treffen ihn in folgendem Gespräch mit seinem Bruder:

Ernst. Laß uns sehen, mein lieber Bruder, was Du mir zu eröffnen hast. Ich bin ganz Ohr. Du wirst mir doch wohl keine Vorwürfe machen wollen, denn ich bin Dir bereits zuvorgekommen, und habe mich entschlossen, vernünftig und in Zukunft gesetzter zu werden.

Duvernet. Ernst, ich habe in diesem Augenblick bloß Lobsprüche für Dich, und wenn ich Dich bat, hieher zu kommen, so geschah es, um Dir zu zeigen, welches Vertrauen ich auf Deine gute Aufführung in der Zukunft habe. Höre mich, mein Bruder, Du weißt, wie groß von jeher mein Verlangen war, der Sache der Religion zu dienen und ihr Licht und ihre Wohlthaten fernerhin auszubreiten. Wenn ich bisher zauderte, Frankreich zu verlassen, so geschah es Dir zu liebe. Alter, Erfahrung, die Besorgnis und der letzte Wille geliebter Eltern legte mir die Verpflichtung auf, über Dein Glück zu wachen; solange ich Dich nun auf falschem Wege sah, mußte ich mein Verlangen unterdrücken; nun aber, da Du auf dem Wege bist, in den Schoß der Kirche zurückzukehren, bin ich frei und kann mich aller Hindernisse entschlagen, ich kann in die Fußstapfen der Missionäre treten, welche alles verlassen haben, Vaterland, Freunde und Angehörige, ich kann hinziehen in unbekannte Länder, und an der Bekehrung ganzer Völker von den Irrtümern und den Grausamkeiten des Götzendienstes arbeiten.

Ernst. Bist Du fest entschlossen, diesen Vorsatz auszuführen?

Duvernet. Nichts kann mich mehr davon ab=

halten. Ich habe die Erlaubnis meiner Oberen eingeholt. Meine Vorbereitungen sind beendigt und in einem Monat sagen wir uns Lebewohl, mein Bruder!

Ernst. Du wirst unser Vaterland nicht allein verlassen; ich werde nicht auf ewig Abschied von Dir nehmen! Ich werde Dir überallhin folgen, in die verborgensten Wüsten, in die wildesten Gegenden, durch die unruhigsten Meere.

Duvernet. Du hast eine schöne Laufbahn betreten, warum willst Du dieselbe verlassen? Ich weiß, man hat Dich bisher in der Armee vergessen, und die Beförderung ist Dir nicht geworden, die Du erwarten konntest; allein Du bist jung, Du mußt Dich gedulden; Du wirst sicherlich befördert werden, denn Du hast alle Eigenschaften, um glücklich zu werden. Denke doch ja nicht daran, Dich zu mir zu gesellen; laß mich allein den Gefahren die Stirne bieten, mit denen mein Bekehrungsweg ohne Zweifel bestreut sein wird; bleibe in unserem schönen Frankreich, behalte Deinen Degen, um demselben zu dienen. Laß Dir weiter nichts mehr angelegen sein, außer dem Verkauf dieses Hauses, das unsere Eltern uns hinterlassen haben, und hilf mir noch einige wichtige Angelegenheiten in Ordnung bringen.

Ernst. Du wirst mich nicht von meinem Entschluß abbringen. Mein Abschied wird ausgefertigt, sobald ich es verlange, und dies geschieht, ehe ein Monat vergeht. Ich werde mit Dir abreisen, ja, wenn es sein muß, wider Deinen Willen. Doch nein, Du willst unsere Trennung nicht. Glaube mir, ich kann Dir bei Deiner weiten Reise nützlich sein, ich werde besser, als Du vielleicht glaubst, Dir bei Deinem edlen Apostelamte die Wege ebnen. Beruhige Dich übrigens über mein zukünftiges Geschick; ein französischer Soldat kann überall sein Glück machen, und ich leiste ja Frankreich ebenfalls einen Dienst, wenn

ich seinem Namen in der Ferne Ruhm verschaffe, und ihm Freunde sogar unter den Wilden erwerbe.

Duvernet. Ich gebe Dir gerne nach, Ernst. Ja, wir gehen zusammen, da Du es willst. Wir begeben uns nach Bordeaux, sobald Du frei bist und wir dieses Haus verkauft haben.

Ernst. Das heiß' ich wohl gesprochen, mein Bruder. Sage mir nun auch den Namen der Gegend, wohin Du zu gehen beabsichtigest.

Duvernet. Wir wollen uns nach Saint-Louis, dem Hauptort der französischen Besitzungen in Senegambien, einschiffen, denn in dem Innern dieses noch wenig bekannten Landes werde ich das Licht des Glaubens zu verbreiten suchen.

Ernst. Wohlan! Dies ist abgemacht. Senegambien ist von nun an mein Hauptrichtungspunkt. Ich werde auf Mittel sinnen, die Neger nach meinem Geschmack zu bilden. Ich werde aus ihnen Soldaten machen, brav, wie die Franzosen, und ich werde mir den bescheidenen Rang eines Generalissimus der Armeen irgend eines schwarzen Monarchen erwerben. Habe ich einmal festen Fuß gefaßt und eine solide Stellung erreicht, so kannst Du, mein Bruder, mit Erfolg predigen und aus allen meinen Soldaten Christen machen. Sorge Du für einen Vorrat von kleinen Sachen, die den Wilden Freude machen; ich meinerseits werde mehrere Waffen sammeln, die mir in Afrika von großem Nutzen sein können.

Duvernet. Dies ist ein sehr guter Rat und ich werde ihn befolgen. Aber ehe Du eine Sammlung von Degen und Säbeln anlegst, suche vorher Deinen Abschied auszuwirken.

Ernst. Sei ruhig, in weniger als vierzehn Tagen habe ich ihn, und gegen Ende April sind wir in Bordeaux.

Die Unterhaltung zwischen den beiden Brüdern

wurde nun sehr lebhaft. Jeder gefiel sich darin, die angenehmsten und kecksten Pläne zu entwerfen. Mehrere Beschreibungen von Reisen in Afrika, welche Karten von diesem Lande enthielten, wurden mit der äußersten Begierde durchlaufen. Die wenigen Berichte, welche wir vom Senegal haben, wurden sorgfältig zu Rate gezogen und die Unterhaltung verlängerte sich bis weit in die Nacht hinein; sie drehte sich um das, was die Wanderer Interessantes zu beiden Ufern der Flüsse Senegal und Gambia entdeckt hatten, welche den Gegenden, die sie bespülen, den Namen Senegambien gegeben haben.

Beide Brüder trennten sich, Freude im Herzen. Beide glaubten in ihren Träumen die Gegenden zu sehen, die sie in kurzem besuchen wollten, und schmeichelten sich mit den süßesten Hoffnungen. Jener träumte von Siegen und Triumphen an der Spitze einer selbstgeschaffenen und gebildeten Armee; dieser von geistigen Eroberungen, und gewiß war sein Traum nicht der minder schöne.

Einen Monat darauf hatten sie alle ihre Geschäfte beendigt, sich mit allem Nötigen versehen und verließen Lyon, um sich nach Bordeaux zu begeben.

Ein Schiff lag segelfertig nach dem Senegal; aber der Augenblick der Abreise verzögerte sich lange, und die beiden Brüder mußten solange in Bordeaux bleiben, bis günstiger Wind eintreten würde. Endlich am 27. Mai änderte sich die Witterung; die Segel schwellten sich und das Handelsschiff „la Vigilante“, auf welchem sich die beiden Brüder befanden, flog pfeilschnell aus dem Hafen und nahm seine Richtung in den großen Ocean unter dem Freudengeschrei der Matrosen.

Zweites Kapitel.

Reisen. Trennung und Gefahr. Der Neger und die Schlangen.

Ein geliebtes Vaterland verläßt man nie gern. Auch Herr Duvernet und sein Bruder konnten nicht umhin, mit einer gewissen Trauer an ihr Vaterland zu denken, das sie vielleicht nie wieder sehen sollten. Lange Zeit unterhielten sie sich von ihren Freunden, von denen sie sich getrennt hatten, von dem Ort, wo sie geboren waren, und von all den angenehmen Dingen, die man in fremden Ländern so schwer vergißt. Ihre Gedanken wandten sich sofort den fremden Gegenden zu, die sie aufsuchen wollten, und die Hoffnung auf guten Erfolg milderte ihre Trauer.

Sie trafen auf dem Schiffe zwei Reisende, welche lange Zeit am Senegal gewohnt hatten, und die Nachweisungen, die sie von denselben erhielten, und die interessanten Erzählungen aus ihrem Munde trugen dazu bei, die Zeit auf dem Schiffe kurzweiliger und unterhaltender zu machen.

Die „Vigilante", beständig von günstigem Winde getrieben, flog mit reißender Schnelligkeit den azorischen Inseln zu, wo widrige Winde sie einige Tage aufhielten. Von da segelte sie mit günstigem Winde wieder ab und legte sich, ohne eine Gefahr bestanden zu haben, bei den canarischen Inseln vor Anker. Von da kam sie nach Saint-Louis und befand sich, nach einer glücklichen Fahrt, an der Mündung des Senegal.

Duvernet und sein Bruder blieben in Saint-Louis während des Regenwetters, welches in Senegambien im Julius anfängt und im Oktober aufhört. Zu Anfang des Frühlings gingen sie ins Land hinein, und ließen sich bei einem, mit den Franzosen

befreundeten Negerstamme nieder. Daselbst beschäftigten sie sich mit der Erlernung der Sprache, welche die Bewohner Nigritiens und die Völkerschaften Senegambiens gemeinschaftlich sprechen. Sie schlossen sich auch an einige Karawanen an, um das Land kennen zu lernen und sich über die Lebensart der wilden Völker zu belehren, die sie civilisieren wollten. Diese verschiedenen Ausflüge dauerten mehrere Monate und waren nicht immer ohne Gefahr. Mehr als einmal mußten sie die Angriffe einiger Stämme zurückschlagen und mit Panthern und Tigern kämpfen, welche in den Wüsten Afrikas so zahlreich sind.

Wir wollen nicht von den Gefahren sprechen, welche die Karawanen im allgemeinen zu bestehen hatten; wir wollen uns nur an ein Abenteuer halten, das Duvernet zustieß.

Dieser unerschrockene junge Geistliche pflegte sich manchmal von seinen Gefährten zu entfernen, um die Hauptpunkte der Gebirge, oder die Thäler, die sich vor seinen Augen ausbreiteten, zu durchstreifen.

Eines Tages, als die Karawane am Fuße eines Engpasses hielt, um hier zu warten, bis die drückende Hitze sich legte, entfernte er sich von dem Ruheplatz der Wanderer; angezogen durch den Zauber einer großartigen und erhabenen Natur, versunken in die religiösen Gedanken, welche der großartige Anblick in seiner Seele erregte, vergaß er ganz, daß er in der Wüste wandelte, und er ließ sich durch das Pittoreske der Gegenden vor ihm immer weiter locken.

Mattigkeit und Hitze zogen ihn endlich von seiner Bewunderung und seinen Betrachtungen ab; er hemmte seine Schritte und suchte den Schatten eines Gehölzes, das sich am Fuße einer langen Bergkette erhob, deren Spitzen die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen beschien. Kaum eingetreten in die erhabene und dunkle Umgebung des Waldes fühlte er eine angenehme

Kühle und wurde durch das helle Murmeln einer nahen Quelle erfreut. Er ging diesem Geräusch entgegen und wurde angenehm überrascht durch die Entdeckung eines klaren Wassers, das in Masse über einen Felsen herabströmte und in einiger Entfernung von seiner Quelle eine Art sehr großen Bassins bildete; an seinen Ufern erblickte er eine Unzahl schöner Vögel, welche bei seiner Annäherung flohen. Ermüdet von seinem Marsche suchte er Ruhe unter dem dichten Laubwerk, das dasselbe umgab. Augenblicklich sank er in tiefen Schlaf, doch dieser wurde jählings durch eine ungeheuere Schlange unterbrochen, die den unvorsichtigen Schläfer zu umschlingen drohte.

Dieser stieß in seinem Schrecken einen fürchterlichen Schrei aus, doch umsonst versuchte er, aufzustehen und zu fliehen. Der Schrecken hatte ihn gelähmt, die Schlange ihn gleichsam bezaubert; er blieb unbeweglich in seinem Schrecken. Glücklicherweise war sein Hilferuf gehört worden, und plötzlich sah er aus dem Innern des Gehölzes einen mit Pfeilen bewaffneten Neger treten. Diesen Befreier schickte ihm der Himmel; in der That lief der Neger auf das schreckliche Tier zu, schoß mehrere Pfeile auf dasselbe ab und es fiel tot zu den Füßen Duvernets.

Voll Dankes warf sich der junge Priester in die Arme seines Befreiers, und sagte ihm die zärtlichsten und verbindlichsten Dinge. Der Neger antwortete ihm in schlechtem Französisch, ein Umstand, der Duvernet sehr in Erstaunen setzte.

„Hast Du unter meinen Landsleuten gewohnt?“ fragte er ihn.

„Ich diente bei einem Franzosen in Saint-Louis,“ antwortete der Neger, „und ich verließ ihn nicht eher, als nach seinem Tode, nach dem ich in diese Gegenden zog, wo ich mein kleines Gewerbe treibe. Ich bin sehr unglücklich, allein ich lebe doch, ich ziehe es vor,

durch die Wüsten zu irren, als zu meinem Stamm zurückzukehren, unter dem ich geboren wurde, und wo man mich nur mit Verachtung empfangen würde."

„Und was treibst Du denn?" fragte ihn Duvernet.

„Mein Gewerbe ist sehr einfach, aber wenig bekannt in Eueren Ländern jenseits der Meere. Ich lasse die Schlangen tanzen zur Belustigung der Weißen und Schwarzen, der Weiber und Kinder. Wären Sie vielleicht neugierig, mich meine Kunst ausüben zu sehen?"

„Ohne Zweifel," antwortete Duvernet, der immer mehr überrascht wurde.

„So warten Sie hier auf mich," sagte der Neger, „ich will geschwind meine Körbe und mein Instrument holen, die ich nicht weit von hier ließ." Der Neger entfernte sich, erschien aber im Augenblick wieder mit zwei runden Körben, die er an einem Stabe trug. Er setzte sich einige Schritte vor Duvernet, und nach einem kurzen Vorspiel auf seinem Instrumente, welches, Ton und Form nach, einer kleinen Flöte glich, öffnete er die Körbe. Sogleich erhoben sich die Schlangen und schaukelten ihre Köpfe nach dem Takte, je nachdem ihr Führer verschiedene Weisen spielte. Als das Instrument verstummte, rollten sie sich wieder in ihren Körben zusammen, welche der Neger sogleich verschloß.

Duvernet bemerkte nun, daß dieser mit Aufmerksamkeit nach der dichtesten Seite des Gehölzes hinsah, nach einem Platze, wo eine sehr hochgewachsene Pflanze sich in Menge erhob.

„Was hast Du?" fragte er ihn, „sollte uns eine Gefahr drohen?"

„Fürchten Sie nichts," antwortete der Neger, „Sie werden Zeuge eines Schauspiels sein, das Sie erfreuen wird."

Er erhob sich bei diesen Worten und ging dem Platze zu, der seine Aufmerksamkeit erregt hatte; und nachdem er die Beschaffenheit des Gewächses ganz in der Nähe betrachtet hatte, kam er zu Duvernet zurück und sagte ihm, daß er vor seinen Augen durch den Ton seines Instrumentes eine Schlange aus diesem Gebüsche hervorlocken werde. Er setzte noch hinzu, daß es deren an diesem Platze unfehlbar noch mehrere geben und daß seine Vermutung hinsichtlich dieses Gewächses gegründet sein müsse, einer Art von Pflanzen, welche diese Tiere noch besonders lieben und die gewöhnlich ihren Aufenthaltsort bezeichnen.

„Du setzest mich sehr in Erstaunen," sagte Duvernet, „und ich gestehe, daß ich begierig bin, diese Entdeckung, die mich interessiert, weiter zu verfolgen."

Der Neger, geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, die ihm ein Weißer schenkte, bewaffnete sich sogleich mit einem Stocke, den er unter seinen Arm nahm und fing an, auf seinem Instrument zu spielen, während er sich dem Innern des Gebüsches unmerklich näherte.

Duvernet hielt sich dicht hinter ihm, damit ihm ja keine Bewegung entgehen möchte. Nach zehn bis zwölf Minuten, da der Neger die Töne seines Instrumentes steigerte, vernahm er das Zischen einer Schlange, und bald sah er ihren Kopf über dem Gebüsche erscheinen. Der Neger näherte sich leise, und sowie das Tier bereit zu sein schien, sich auf ihn abzuschnellen, ergriff er seinen Stab und umfaßte die Schlange mit erstaunlicher Gewandtheit; er nahm sie beim Halse, den er zusammendrückte und bot ihr ein kleines Stück scharlachrotes Tuch hin, mit dem er derselben die Giftblase zersprengte, welche der größte Teil der Schlangen in den Kiefern hat. Hierauf verschloß er die Schlange in einen seiner Körbe, mit der Versicherung, daß sie in wenigen Tagen eben so zahm sein werde, wie die übrigen.

Duvernet unterhielt sich noch lange mit seinem Befreier und fragte ihn unter anderem auch, warum er die Verachtung seines Stammes fürchtete, zu dem er nicht zurückzukehren wagte.

„Du hast Dich doch nie mit einem Verbrechen befleckt, denn Du scheinst mir ein guter Mensch zu sein, und der Dienst, den Du mir geleistet hast, ist ein Beweis, daß Du gern Gutes thust und Deinem Nebenmenschen gern hilfst."

Der Neger. Ich habe den Weißen gedient, das ist mein Verbrechen; mein Stamm ist frei, er will es nicht dulden, daß seine Söhne sich an die Europäer anschließen. Und doch hatte er früher eine Zuneigung zu denselben, die aber das Betragen einiger Engländer nach und nach erkalten machte.

Duvernet. Wie nennt sich denn Euer Stamm? Ist sein Wohnsitz weit von hier entfernt?

Der Neger. Man nennt ihn den Stamm der Yulofi. Seine Hütten erheben sich mehr als acht Tagreisen von hier, nicht weit von den Ufern des Niger. Ihre Bewohner sind friedlich, aber gegen Ungerechtigkeiten empfindlich. Sie kennen weder den Luxus, noch den Reichtum der Weißen, sind aber nichtsdestoweniger glücklich.

Ein gerechter und tapferer König beherrschte sie zu der Zeit, da ich das Haus meines Vaters verließ; wie ihre Angelegenheiten jetzt stehen, weiß ich nicht. In ihrer Nachbarschaft haben sie kriegerische und grausame Wilde, gegen die sie immerwährend, bald glücklich, bald unglücklich kämpfen. Ach! Was könnte ein tugendhafter Weißer Gutes unter ihnen stiften, wenn er ihre Herzen von dem Rachegefühl reinigen könnte, das sie gegen einige Europäer hegen, die, wie ich Ihnen schon erzählt habe, ihre Gastfreundschaft schamlos mißbraucht haben.

Duvernet. Komm' mit mir, ich verspreche

Dir, Dich zu Deinen Landsleuten zu begleiten, und sie in der Religion des wahren Gottes zu unterrichten.

Der Neger. Sie werden Ihren Worten nicht glauben. Sie werden uns strafen für die Kühnheit, in ihre Berge einzudringen.

Duvernet. Suche mich nicht zu erschrecken; komm' mit mir, ich bitte Dich darum. Ich hoffe, mit Gottes Hilfe alle die Hindernisse zu beseitigen, die sich dem guten Erfolg unseres Unternehmens entgegenstellen werden. Verlaß diese herumirrende und unruhige Lebensart, werde mein Freund, mein Bruder, mein Befreier wurdest Du ja schon.

Der Neger. Ihr Freund! O gerne, Sie scheinen mir so gut! Ich vertraue mich Ihnen an, verfügen Sie über mich nach Belieben. Sie haben mir versprochen, meine Landsleute zu besuchen; möge das große Wesen Sie mit seinem Segen begleiten. Ja! trotz den Gefahren, die uns bedrohen, wollen wir zu den Yulofi gehen . . . Ich werde unsere hohen Berge wieder sehen, unsere Einöden, unsere Wälder und unsere Thäler. Ich werde noch einmal in der einfachen Hütte meiner Väter schlafen. Ich werde meinen Bruder und seine glückliche Familie umarmen, ich werde ihre Thränen trocknen und unter ihnen meine Tage in Ruhe beschließen.

Bei den letzten Worten konnte sich der Neger der Thränen nimmer erwehren. Gleich darauf hüpfte und sprang er bald links, bald rechts. Als er etwas ruhiger geworden war, warf er seine Körbe mit den Schlangen weit von sich weg, indem er ausrief: „Nun brauche ich euch nicht mehr!"

Hierauf wandte er sich zu Duvernet, zeigte ihm sein Instrument und sagte: „Ich halte dieses Instrument hoch, es wird uns auf unserer Reise von großem Nutzen sein, es wird uns auf dem Wege schützen, und mit seiner Hilfe werden wir durch mehr

als einen, sonst unversöhnlichen Stamm ungefährdet durchkommen."

Duvernet umarmte den Neger, der sich Nelleo nannte, und schlug mit ihm den Weg nach dem Platze ein, wo die Karawanen sich gelagert hatten. Er erzählte seinem Bruder alles, was ihm begegnet war, und eröffnete ihm zugleich seinen Entschluß, bis zum Stamm der Yulofi vorzudringen, den Nelleo ohne Aufhören lobte und dessen glückliche Verfassung er fortwährend rühmte.

„Ja, wir wollen gehen," erwiderte Ernst, „sei es nun zu den Yulofi oder zu den Natchamiern, zu den Felupern oder zu den Maudingern, es gilt mir gleichviel, ob ich glücklich bin, ob ich zu kämpfen habe, ich bin mit allem zufrieden."

Man kam überein, sowie schönes Wetter eintreten würde, gegen den Niger vorzudringen. Bei der Rückkehr zu dem befreundeten Stamme, bei dem sie sich bis dahin aufgehalten hatten, beschäftigte sich Ernst und sein Bruder mit den Vorbereitungen zur Reise und beflissen sich noch besonders der Sprache der Yulofi, die nur wenig von der verschieden war, welche sie bereits gelernt hatten. Nelleo war ihr Lehrer hierin; dieser gute Neger machte sich seinerseits den Unterricht Duvernets zu nutze, der ihn in der katholischen Religion unterrichtete. In kurzem war er ein eifriger Christ, auf den unser junger Priester große Hoffnungen hinsichtlich des Erfolges seines gefahrvollen Unternehmens bauen konnte.

Drittes Kapitel.

Abreise zu dem projektierten Zuge. Abenteuer. Der Boabab. Ein Fest bei den Negern.

Als der Gouverneur vom Senegal, welcher Duvernet bei seiner Ankunft in Saint-Louis sehr gut aufgenommen hatte, seine Absichten erfuhr, schickte er ihm einige zuverlässige Franzosen zu, ihn auf dem größten Teil des beabsichtigten Marsches zu begleiten, um zugleich einige Erkundigungen in betreff der Bewohner im Innern des Landes einzuziehen.

Beim Eintritt des schönen Wetters stellten sich Ernst und Nelleo an die Spitze des Zuges, welcher sich in wenigen Tagen an den Ufern des Niger gegen seine Quellen hinzog. Man hatte da viele Schwierigkeiten zu überwinden, viele grüne Ebenen, viele wüst Wälder zu durchwandern. Mehr als einmal hatte e die Wanderer zu kämpfen, sowohl mit grausamen Wilden, als auch mit wilden Tieren, die ihnen au[n] ihrem Wege begegneten. Sie verlebten auch mehrer[e] schöne Tage unter civilisierten Stämmen, an deren Spitze gastfreundschaftliche mit den Europäern befreundete Fürsten standen; aber dieser gute Zufall war selten.

Die immer neuen Hindernisse, auf die man stieß, benahmen den Gefährten Duvernets allmählich den Mut, und nach einem zehntägigen Marsch durch unbekannte Gegenden ließen sie ihren Entschluß laut werden, nicht weiter zu gehen, sondern in ihr Land zurückzukehren. Es hatten sich einige Krankheitsfälle bei ihnen ereignet, sie bestanden daher auf ihrem Entschluß und reisten sogleich ab, indem sie die Kranken mit sich nahmen und Duvernet, Ernst und Nelleo ihrem Schicksal überließen.

Diese kamen hierauf zu einem edlen und gastfreundlichen Stamme der Mauren. Hier hielten sie sich ungefähr eine Woche auf, und nur ungerne ließen ihre Gastfreunde sie weiter ziehen, da dieselben sie durchaus bei sich behalten und sie an die Spitze ihrer Angelegenheiten stellen wollten. Duvernet mußte ihnen das Versprechen geben, daß er wieder zu ihnen kommen wolle, um sie in der christlichen Religion zu unterrichten.

Um zu dem Stamme der Yulofi zu gelangen, mußten sie eine Wüste von dreißig Meilen durchwandern und mehrere Gebirge übersteigen, die von feindseligen Wilden bewohnt waren. Nichts hielt Duvernet und seine beiden Gefährten auf. Sie verfolgten ihren Weg, nachdem sie den Beistand des Himmels erfleht und alle Vorsichtsmaßregeln getroffen hatten, die ein solcher Fall erfordert. Sie hatten Waffen in gehöriger Anzahl und eine Menge seltener Gegenstände bei sich, welche die Neger zu ihren Gunsten stimmen mußten. Mehrere Kamele trugen das Gepäck und es gewährte in der That ein neues und überraschendes Schauspiel, diese Karawane unerschrocken in einem Lande vordringen zu sehen, das die Europäer nicht ohne Grund fürchteten. Der beschwerliche Weg und die große Hitze waren dem schnellen Weiterkommen der Reisenden hinderlich. Von Stunde zu Stunde mußten sie Halt machen, um unter den dichtbelaubten Bäumen Atem zu schöpfen. Den folgenden Tag sahen sie eine unermeßliche Ebene vor sich, bedeckt mit glühendem Sande, den ein gewaltiger Wind aufhob und wirbelnd nach allen Himmelsgegenden wälzte. Sie bestiegen deshalb ihre Kamele.

Die Ausdauer, die Gemeinsamkeit und der Mut dieser Tiere wird von allen Naturkundigen als musterhaft gepriesen, und man kann sagen, daß Gott sie besonders dazu geschaffen habe, damit sie den Kauf-

leuten und den Bewohnern der Wüste bei ihren Zügen durch die langen Sandwüsten Asiens und Afrikas dienlich seien. Sie allein können den Mangel an Wasser und Nahrung ertragen, denn mehrere Tagreisen machen sie, ohne Trank und Futter zu sich zu nehmen. Sie tragen überdies noch ihre Lasten von gefüllten Schläuchen und überhaupt alle Vorräte der Reisenden. Will man sie beladen, so beugen sie die Kniee auf den Ruf ihres Führers; thun sie das nicht sogleich, so schlägt man sie mit einem Stabe, oder man beugt ihnen den Hals herab, und nun legen sie sich ächzend zur Erde und bleiben in dieser Stellung, bis man sie wieder aufstehen heißt; daher kommt es, daß sie am Bauche und an den Knieen dicke Schwielen haben, die durch die Berührung mit dem Boden entstehen. Wenn man ihnen zu schwere Lasten aufbürdet, so geben sie denen, die sie überladen, Stöße mit dem Kopfe und stoßen Jammertöne aus, wie wenn sie ihren Herren den Mißbrauch vorwerfen wollten, den sie von ihren Kräften machen. Ihre gewöhnliche Last beträgt das Doppelte von dem, was das stärkste Maultier tragen kann. Bei Nacht schlafen sie knieend, indem sie das wiederkäuen, was sie bei Tage gefressen haben. Ihre Augen drücken Furchtsamkeit aus, und wenn sie jemanden gewahr werden, so scheinen sie gleichsam vor Erstaunen betroffen. Sind sie zu schwer beladen, so machen sie keinen weiten Weg; sind sie es aber nicht, so machen sie einen sehr weiten, besonders die sogenannten Dromedars.

Die Kamele, welche unsere Wanderer gekauft hatten, waren nicht sehr stark, auch bewegten sich dieselben nur sehr langsam vorwärts auf der trockenen Ebene, wo ihr Schritt jeden Augenblick von dem heftigen Winde, der von allen Seiten her wehte, gehemmt wurde.

Beim Austritt aus der Ebene hatten die Wan-

derer einen prächtigen Anblick. Hohe Gebirge stiegen im Süden zu einer fabelhaften Höhe empor; im Norden erhoben die gigantischen Bäume eines ungeheuer großen und prächtigen Waldes ihre Gipfel bis in die Wolken; lachende Auen luden sie ein, sich auf frischem Rasen niederzulassen, durch welchen sich eine Menge klarer Bächlein hinschlängelte.

„Wie schön doch diese Gegend ist!“ rief Duvernet, entzückt von dem Anblick, der sich vor seinen Augen öffnete. „Wie gütig ist Gott, der für den müden Wanderer diese Flur geschaffen hat, nahe an einer dürren und wilden Ebene. Wohlan, meine Freunde,“ setzte er, gegen seine Gefährten gewandt, hinzu, „wir wollen uns unter diesem dichten Laubwerk niederlassen. Wir wollen die Nacht hier zubringen, und morgen mit Tagesanbruch unseren Weg fortsetzen.“

Man machte also Halt an diesem Platze bis zum folgenden Morgen. Beim Anbruch der Morgenröte war alles bereit, den Weg freudig fortzusetzen.

„Laßt uns nichtsdestoweniger auf unserer Hut sein,“ sagte Nelleo, „wir haben einige gefahrvolle Plätze zu passieren.“

Man befolgte den Rat des Negers und marschierte langsam und stillschweigend. Nach drei Stunden Weges zeigte sich ein schattiger Wald und man mußte daselbst Schutz suchen, denn das Wetter hatte sich plötzlich geändert, und es fing an, sehr stark zu regnen. Dies dauerte den ganzen Tag fort, und alle Hoffnung, den Weg heute noch fortzusetzen, war verloren. Man sah sich nach Mitteln um, sich sowohl der Nässe, als der wilden Tiere zu erwehren, die sich jeden Augenblick zeigen konnten. Nelleo ließ seine beiden Gefährten einen Augenblick in Verlegenheit; hierauf zeigte er ihnen einen Baum von ungeheuerer Größe und sagte zu ihnen: „Dieses ist unser Zufluchtsort, dieser Baum kann uns alle bequem beherbergen.“

Und dies war in der That keine Unmöglichkeit, denn er hatte mehr als dreißig Fuß im Durchmesser.

„Wie können wir uns aber einen Zufluchtsort in diesem Baume aushöhlen?“ sagte Ernst, indem er den „Boabab“ anstaunte, denn dies war der Name des kolossalen Baumes, welchen Nelleo bezeichnet hatte, „da werden wir länger als acht Tage mit der Axt zu thun haben.“

„Erschrecken Sie nur nicht gar zu sehr,“ erwiderte lächelnd Nelleo. „Wir brauchen gar kein Instrument; ehe zehn Minuten vergehen, haben wir einen ganz bequemen Aufenthaltsort.“

Bei diesen Worten betrachtete der Neger den Baum mit großer Aufmerksamkeit. Auf einer Seite war die Rinde platt, während sie auf der anderen Seite knorrig war, worüber sich die beiden Brüder nicht wenig wunderten. Nelleo, den ihr Staunen ergötzte, öffnete die platte Seite der Rinde allmählich, bis man eine sehr tiefe Aushöhlung erblickte, die eine ganze Familie fassen konnte.

„Seht doch, welches Wunder!“ rief Ernst, „ich hätte mir nicht getraut, einen vollständigen Zufluchtsort in diesem Baume zu finden, den man mit Recht den Elephanten des Pflanzenreiches nennen darf, denn ich glaube nicht, daß noch ein größerer gefunden wird.“

„Da bin ich ebenfalls Ihrer Ansicht,“ sagte Nelleo. „Der Boabab ist der König unserer Wälder, er ist der Lieblingsbaum des Wilden, der sich in seiner Seite einen Aufenthaltsort öffnet, worin er seine ganze Familie vor dem Zahne der wilden Tiere bergen kann. Dieser da hat ohne Zweifel schon mehr als Einem verirrten Neger als Zufluchtsort gedient. Es bedarf keiner Axt, um den Boabab zu öffnen; ist die Rinde einmal aufgehoben, so kann man ohne vielen Kraftaufwand das sehr reiche Mark losreißen, womit der Stamm innen angefüllt ist, und sich so nach

Belieben eine Wohnung schaffen. So seines Markes beraubt, bleibt der Baum dennoch eben so schön und wird eben so alt, als sonst. Er scheint sogar neues Leben zu erhalten, wenn man in seinem Innern ein Feuer anzündet, um dasselbe auszutrocknen. Sehen Sie diesen da, steht er nicht in seiner vollen Pracht? Sehen Sie sein dichtes Laubwerk an, worin sich tausend Vögel bergen und singen! Bewundern Sie diese blendend weißen Blüten, die seinen ungeheueren Gipfel bedecken! Es wird ein Tag kommen, wo er unter den Streichen einiger herumirrender Neger fallen wird, und sogar nach seinem Falle wird er den seltenen Bewohnern dieser Gegenden Nutzen bringen; aus seinen getrockneten Blättern bereitet man ein Pulver, laro genannt, das dem Neger eine viel angenehmere Würze abgiebt, als all Euere europäischen Gewürze. Seine Wurzeln geben ein Abführungsmittel für die Kranken, begießt man Stückchen vom Stamm und der Rinde mit heißem Wasser, so hat man ein treffliches Mittel gegen Haut- und Brustkrankheiten. Seine Blütenkelche ersetzen Eueren Tabak, und aus seiner Frucht bereitet man ein gesundes Getränk. Sie sehen, Gott meint es gut mit dem Neger; er giebt uns, wie Euch, was wir auf dieser Welt brauchen."

Während dieser Worte that Nelleo alles, um seine beiden Gefährten in die versprochene Wohnung einzuführen, die nicht müde wurden, einen Baum zu bewundern, der dem Menschen so viele Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse an die Hand giebt.

Einige Zeit vor Einbruch der Nacht hörte der Regen zu strömen auf; Ernst machte seinem Bruder den Vorschlag, sich wieder auf den Weg zu machen, aber dieser hielt es auf einen Wink Nelleos hin für geratener, bis zum folgenden Morgen zu warten. Man schlief also diese Nacht im Innern des Boabab. Um zwei Uhr morgens erwachte Nelleo plötzlich, da

er die Kamele, die um den Baum herum lagen, ächzen hörte. Aufstehen, seine Gefährten über den bevorstehenden Auftritt aufklären, seine Waffen ergreifen und herausstürzen — dies alles war das Werk eines Augenblicks.

„Das ist gewiß ein Tiger," rief er, als er sich außerhalb befand; „seien wir auf unserer Hut; die Kamele haben uns noch zeitig genug davon benachrichtigt."

Ernst und Duvernet nahmen jeder ein Gewehr und eilten hinaus, um dem Nelleo zu Hilfe zu kommen, der den Tiger bereits durch einen Schuß in Schrecken gesetzt hatte.

Ernst wollte einen zweiten Schuß abfeuern, allein der Neger verbot ihm dies zū thun. „Sie können schießen," sagte er, „wenn Sie meine Hand in dem Rachen des Tigers sehen und ich nicht Meister über ihn werde."

Nelleo hatte bereits seine Rechte durch ein Pantherfell geschützt. Er streckte sie dem wütenden Tiger entgegen, der seinen glühenden Rachen öffnete und sie ganz verschlang, ohne sie aber verwunden zu können, da sie durch die starke Verhüllung hinlänglich geschützt war. Der unerschrockene Neger benützte diesen Augenblick dazu, die rechte Seite des Tieres mit einem Spieße zu durchbohren, womit seine linke Hand bewaffnet war. Ernst griff den Tiger von hinten an, und dieser erlag bald unter den doppelten Streichen. Man streifte ihm sein Fell ab und überließ es dem Sieger als Zeichen seines Mutes und seiner Stärke.

Als die Gefahr vorüber war, dachte man wieder an die Fortsetzung des Marsches. Nelleo hätte gerne den Weg mitten durch den Wald eingeschlagen, um ihn abzukürzen; allein, um die Kamele nicht zurückzulassen, die mit ihrem Gepäcke nicht durch das Dickicht hätten durchkommen können, wurde er gebeten,

einen anderen Weg einzuschlagen, und möge dieser auch noch so weit sein.

Gegen zehn Uhr morgens kamen die Wanderer auf bewohntem Boden an. Zu spät erst entdeckten sie hier die Gegenwart von Negern und beschlossen nun, eine ruhige Stellung anzunehmen, da es nicht mehr Zeit war, sich zu verstecken. Augenblicklich waren sie von einer Menge von Kindern, Männern und Weibern umringt, die sie mit Sprüngen und wildem Geschrei bis zu einem prächtigen Thälchen begleitete, wo der ganze Stamm versammelt war. Man feierte ein großes Fest, worin Nelleo für seine Gefährten und für sich eine gute Vorbedeutung sah.

„Dieser Stamm,“ sagte er in französischer Sprache, „ist gegen die Weißen und gegen die Yulofi feindlich gesinnt; wir hätten unter anderen Umständen alles von ihm zu fürchten, aber heute werden wir uns, wie ich hoffe, mit heiler Haut aus diesem bösen Handel ziehen. An ihren Festtagen sind die Neger nachsichtig.“

In der That nahm man die Ankömmlinge mit einer gewissen Güte auf. Man hieß sie auf dem Rasen, im Mittelpunkt der Belustigungen, Platz nehmen, und die Häuptlinge des Stammes berieten sich über die Art und Weise, wie man sich gegen die beiden Weißen und den Yulofi benehmen wollte. Die Gemäßigteren und Menschlicheren stimmten dafür, dieselben an dem Feste teilnehmen und sodann im Frieden weiter ziehen zu lassen.

„Sie kommen an einem glücklichen Tage zu uns,“ sagten diese, „wenn wir das Geburtsfest unseres obersten Häuptlings feiern, müssen wir uns edelmütig zeigen.“

Andere dagegen, die bereits nach dem Eigentum der Fremden Gelüsten hatten, waren weit entfernt, diesen Rat anzunehmen; sie verlangten, man solle die Fremden auf die Seite schaffen, unter dem Vorwande,

daß sie nicht wert seien, an einem Feste teilzunehmen, das durch ihre Gegenwart bloß verunreinigt werde.

Die Beratung wurde zusehends lebhafter, und Duvernet und Ernst, welche die Worte der Häuptlinge vollkommen verstanden, begannen zu fürchten, daß sie hier schlecht ankommen möchten.

Ernst, entschlossen, sein Leben teuer zu verkaufen, näherte sich dem Kamele, welches die Waffen trug, und schickte sich an, den Feind tapfer zu erwarten. Nelleo, der seine Absicht sogleich erriet, bewog ihn, seine kriegerischen Absichten auf keine Weise zu verraten, mit der Versicherung, daß er über die Wilden triumphieren werde, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen.

„Ich höre," sagte er, „daß der Zank noch hitziger wird und die Gefahr schon näher ist; desto entschiedener und glänzender soll mein Triumph sein."

In der That ergriff er in dem Augenblick, wo die grausamere Partei daran war, den Sieg davon zu tragen, sein Instrument und fing an, eine Weise voll Anmut und Trauer zu spielen. Kaum hatte man die ersten Töne vernommen, als der ganze Stamm sich um ihn herumdrängte. Die Häuptlinge setzten sich an seine Seite, um ihn bequemer hören zu können, und sogar die, welche sich so feindselig gezeigt hatten, wurden gerührt und erweicht.

Als er zu spielen aufhörte, erhob sich ein allgemeines Geschrei; der ganze Stamm bezeigte durch seine Sprünge und Tänze die Freude, die alles empfand. Hierauf sprach Nelleo für seine Genossen und für sich, und erbot sich, während des ganzen Festes zu spielen, wenn man ihm Sicherheit zusagen würde.

Man versprach ihm alles, was er wollte, und die Häuptlinge brachten, um ihn ihrer Aufrichtigkeit zu versichern, ihm und seinen Genossen eigenhändig von den Speisen, die für das Fest bereitet worden waren.

Wir wollen uns nicht länger bei den Festlichkeiten aufhalten, denen die Wanderer beiwohnten; es verlangt uns, zu den Yulofi zu gelangen.

Man wollte sie mehrere Tage zurückhalten, doch sie lehnten es ab. Besonders bestand Nelleo auf der Abreise; er war nur noch wenige Meilen von seinen Bergen, von seinen Landsleuten, und war ungeduldig, bis er sie wieder sah. Unsere Wanderer verließen ihre Gastfreunde am folgenden Tage, und mitten durch herrliche Auen gelangten sie an den Fuß der hohen Berge, welche einer Unzahl unabhängiger Stämme zum Aufenthalt dienten und hauptsächlich dem der Yulofi.

Nelleo konnte seine Thränen und die Ausbrüche seiner Freude nicht zurückhalten. Er warf sich auf die Kniee und schickte ein Dankgebet zum Himmel, dann stand er wieder auf und sprang und lief bald da, bald dorthin.

Als Duvernet ihn wieder etwas ruhiger sah, fragte er ihn, wie lange man wohl noch brauchen würde, bis man zum Stamme der Yulofi käme.

„Wir haben noch zwölf Stunden zu maschieren, da wir mehrere sehr steile Berge zu übersteigen haben."

„Was wird dann aus unseren Kamelen werden?" fragte Ernst.

„Seien Sie ohne Sorgen," sagte Nelleo, „die Kamele können die ersten Berge ohne Schwierigkeit übersteigen, und uns bis dahin folgen, wo wir ihrer Dienste nicht mehr bedürfen."

„So wollen wir unverdrossen vorwärts schreiten," sagte Ernst, „ich möchte jetzt schon im Innern dieser Berge sein."

„Wir wollen nichts übereilen," antwortete Nelleo, „denn wir sind der Gefahr noch lange nicht entronnen. Es wohnen hier viele wilde Stämme, deren Gebiet man nie ohne Gefahr durchziehen kann. Wir wollen

den Rest des Tages in dem nahen Gehölze hier zubringen und mit Anbruch der Nacht uns wieder auf den Weg machen. Wir werden glücklich ans Ziel kommen, wenn Sie mir Gehör schenken und sich von meiner Erfahrung leiten lassen."

Die beiden Brüder konnten nichts Besseres thun, als sich der Leitung Nelleos zu überlassen. Der gute Neger führte sie ins nahe Gehölz und verbarg die Kamele hinter mehreren Reihen von Dattel- und Bananenbäumen, worauf er zurückkam, sich an die Seite Duvernets und Ernsts setzte, und sie bis in die Nacht hinein von seinem Vaterlande unterhielt.

Hier erzählte er, durch die Fragen der beiden Brüder gedrängt, zum ersten Male seine Geschichte, was er bisher zu thun sich immer geweigert hatte; wir wollen sie im folgenden wiedergeben, und wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, unseren Lesern dadurch Vergnügen und Genuß zu verschaffen.

Viertes Kapitel.

Geschichte Nelleos.

Nelleo ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„Ich will mich nicht bei der Beschreibung der schönen Gegend aufhalten, wo ich geboren wurde; in kurzem werden unsere reichen Gebirge und unsere fruchtbaren Thäler Ihnen ein Gemälde liefern, das zu beschreiben ich umsonst versuchen würde.

Meine Mutter starb, indem sie mir das Leben gab, und ich erinnere mich bloß noch der Liebkosungen meines Vaters. Unsere Familie war klein, ich hatte nur noch Einen Bruder, mit Namen Aimaï; er war

voller Zärtlichkeit für mich und hatte keinen anderen Willen, als den meinigen. Unsere Kindheit verfloß uns in Glück und Freude oben auf unseren Bergen und unten in unseren Thälern.

Unser Vater, welcher ein äußerst guter Mann war, gewährte uns vollkommene Freiheit, und er schrieb uns keine Zeit für unsere jugendlichen Spiele vor, wenn wir nur immer wieder wohlbehalten zu ihm zurückkamen.

Abends, wenn die Thüre seiner Hütte geschlossen war, um sich vor dem folgenden Morgen nimmer zu öffnen, und wir unser frugales, von ihm selbst bereitetes Mahl eingenommen hatten, umarmte er uns zärtlich, führte uns zu unserem gemeinschaftlichen Lager und sagte: Meine Kinder schlaft im Frieden bis morgen; könnte doch nur euer Vater euch immer so vereinigt sehen, wie in euerem Schlafe!

Oft baten wir ihn um eine interessante Erzählung, und gern fügte er sich unseren Wünschen; er setzte sich zu uns und begann eine von den tausend Geschichten, welche seine Mutter ihm vor langer Zeit erzählt hatte, während sie ihn wiegte.

Er hatte einige Vorliebe für Aimaï, welcher zwei Jahre älter war, als ich, und der sich für die zärtliche Sorgfalt, mit welcher wir behandelt wurden, viel empfänglicher zeigte. Bis zu meinem siebzehnten Jahre schenkte ich diesem Vorzug, dessen mein Bruder sich von Tag zu Tag würdiger zeigte, wenig Aufmerksamkeit; nun aber erregte er mein Mißtrauen, ich wurde eifersüchtig, und weit entfernt, mich um die Wiedererlangung der väterlichen Liebe, die mir unbemerkt entzogen worden war, zu bekümmern, vergrößerte ich mein Unrecht, indem ich mich immer schlimmer aufführte und meinen Bruder mißhandelte.

Zwanzig Jahre alt geworden sah ich ihn nicht mehr anders, als mit Verdruß an, seine Liebkosungen

waren mir zur Last, ich verschmähte es, an seinen Spielen teilzunehmen und ergriff begierig alle Gelegenheiten, ihm Widerwärtigkeiten zu verursachen. Der gute Bruder! Seine Anhänglichkeit an mich blieb dennoch dieselbe, er verdoppelte sogar seine Sorgfalt und seine Aufmerksamkeit für mich; er floh die Freundschaft seines Vaters, um mich nicht zu betrüben.

Während dies bei uns vorging, kamen einige englische Abenteurer in unsere Berge; es waren dies die ersten Weißen, die wir sahen, aber man hatte uns von den Europäern so vorteilhaft gesprochen und wir waren überdies so an die Ausübung der Gastfreundschaft gegen Fremde gewöhnt, daß wir diese mit der reinsten Freude aufnahmen. Es handelte sich darum, wer die Ehre haben sollte, sie zu beherbergen; nach langem Streit erhielt mein Vater den ältesten derselben als Gast, und versäumte nichts, ihm den Aufenthalt in seiner Hütte so angenehm als möglich zu machen.

Diese Engländer hatten einen protestantischen Priester bei sich, welcher sogleich daran arbeitete, uns vom Götzendienst abzubringen und zu seiner Religion zu bekehren, die er die allein wahre nannte, welche allein wert wäre, von tugendhaften Menschen geübt zu werden. Vielleicht hätten wir seinen Worten Glauben geschenkt, wenn seine Handlungen edler und erbaulicher gewesen wären; allein, trotz unserer Einfachheit war es uns ein Leichtes, einzusehen, daß er uns nur mißbrauchen und uns nur bekehren wollte, um uns für seine Pläne und die habsüchtigen Zwecke seiner Gefährten zu benützen. Jede Täuschung verschwand, als wir sahen, daß er den Händler machte und mit uns um die Erlaubnis feilschte, unsere Gebirge zu durchstreifen, um daselbst eine Gold- oder Silbermine zu entdecken.

Der König, welcher damals die Yulofi beherrschte,

wurde seiner und seiner Gefährten überdrüssig, und scheute sich nicht, seine Unzufriedenheit öffentlich an den Tag zu legen.

Es brauchte keine weiteren Gründe, die Abenteurer zur Abreise zu bewegen; sie fürchteten, die Zuneigung, die man ihnen bisher bewiesen hatte, möchte sich schnell in Haß verwandeln, und ihre Abreise wurde gleich auf die Nacht nach dem Tage festgesetzt, an dem der König sein Mißfallen so ernstlich gezeigt hatte. Abends versammelten sie sich in einer Art Zelt, und der alte Kaufmann, den wir bei uns aufgenommen hatten, lud mich und meinen Bruder ein, an dem letzten Mahle, das sie auf unserem Grund und Boden halten wollen, teilzunehmen.

Wir ließen uns dazu verleiten, hüteten uns aber wohl, unserem Vater etwas davon zu sagen, den wir unter dem Vorwand verließen, uns zu einem benachbarten Stamme zu begeben, wo mit Anbruch des folgenden Tages eine große Jagd beginnen sollte. Die Engländer empfingen uns mit Freude; sie veranlaßten uns, mit ihnen von den gebrannten Wassern zu trinken, die der Neger so leidenschaftlich liebt. Meine Sinne wurden umnebelt, und der Alte, welcher sich unsere Unerfahrenheit zu nutze gemacht hatte, führte mich in Versuchung mit den schrecklichen Worten: Nelleo, Dein Vater liebt Dich nicht; mehr als einmal sah ich seine Vorliebe für Deinen Bruder Aimaï, wenn Du Mut hast, so wirst Du dieser Ungerechtigkeit ein Ende machen, und die Rechte, deren man Dich berauben will, wieder gewinnen. Entferne Deinen Bruder aus dieser Gegend, übergieb ihn mir, ich biete Dir zum Tausche diese Juwelen, die Du schon längst gewünscht, die ich Dir aber bis jetzt standhaft verweigerte.

Bei diesem Vorschlag schlug mein Herz heftig, meine Augen glühten vor Unwillen, und mit einer

verachtenden Gebärde befahl ich dem alten Kaufmann, zu schweigen.

Er schien entschlossen, nicht weiter in mich zu dringen; er faßte mich leidenschaftlich bei der Hand, und bot mir mehrere Gläser gebrannten Wassers, deren Wirkung er ungeduldig erwartete. Als er nun sah, wie ich schwächer geworden war, erneuerte er seinen Vorschlag, und er brauchte so viele Kunstgriffe in seinen Worten, — er redete nämlich unsere Sprache mit einer Geläufigkeit, die uns entzückte — daß es ihm gelang, meinen ganzen Haß gegen Aimaï wieder rege zu machen, und mich zu dem Verbrechen zu treiben. Ich verkaufte ihm meinen Bruder für einige der elenden Kleinigkeiten, auf welche die Neger so großen Wert legen.

Als mein Bruder sah, welches Schicksal ihm bevorstand, warf er sich zu meinen Füßen, umfaßte dieselben weinend und flehte mich an, ihn doch unseren Feinden nicht zu überlassen; allein ich stieß ihn gefühllos zurück, indem ich ausrief: Sei nun Sklave, der Du mein Herr sein wolltest, der Du mir die Liebe meines Vaters raubtest!

Diese grausamen Worte brachten ihn an den Rand der Verzweiflung.

Mein Vater! Mein Vater! rief er wiederholt, indem er sich auf dem Boden wälzte, was wird aus Dir werden ohne Deinen Sohn Aimaï! Wer wird Dich im Alter trösten, wer wird Dich lieben, wie ich!

Hierauf wandte er sich mit den zärtlichsten Worten an mich, er rief mir unsere alte Liebe zu einander ins Gedächtnis zurück und suchte mich durch die rührendsten Ausdrücke zu gewinnen. Endlich da er sah, daß ich fühllos blieb, erhob er sich drohend, streckte seine Hand gegen mich aus und sagte: Mein Vater wird Dir fluchen, denn Du bist ein schlechter Sohn und ein schlechter Bruder!

Hierauf verhielt er sich ruhig und mit Ergebung in sein Schicksal folgte er unter Thränen, aber ohne einen Klagelaut, den englischen Abenteurern, die an all unserem Unglück schuld sind.

Ich ging erst am folgenden Abend zu meinem Vater zurück. Als er mich nach Aimaï, seinem vielgeliebten Sohne, fragte, antwortete ich: Er verschwand auf der Jagd; ich suchte ihn bis jetzt vergebens; ohne Zweifel ist er verirrt, und Gott wolle es verhüten, daß er einigen unserer wilden Nachbarn in die Hände falle!

Der arme Greis weinte bitterlich bei dieser traurigen Nachricht; ich wollte ihn trösten, er stieß mich zurück mit den Worten: Gieb mir meinen Sohn wieder, und ich werde nicht mehr weinen. . . .

Ich nährte die Hoffnung, seine Trauer werde der Zeit und meiner Sorgfalt weichen; allein sie war zu tief, als daß sie so hätte gestillt werden können; jeden Tag nahm sie zu, und es war kein Glück mehr in unserer Hütte.

Indessen hatte ich meine Kostbarkeiten meinen Freunden gezeigt, ich hatte mich an Festtagen damit geputzt; mehr brauchte es nicht, um den Verdacht meines Vaters zu erregen; er kannte meine Eifersucht, er wußte, daß ich Aimaï mehr als einmal grausam mißhandelt hatte, weil er der bevorzugte Sohn war; eben so gut wußte er auch, zu welchen Gewaltthätigkeiten mich meine Leidenschaft führen konnte, und so war es ihm ein Leichtes, die Wahrheit zu erraten.

Eines Abends erwartete er mich auf der Schwelle seiner Hütte; er weinte bitterlich und in seiner Hand hatte er einen Wanderstab; als ich näher kam, sagte er zu mir: Nelleo, Du hast Deinen Bruder verkauft!

Bei diesen Worten erblaßte ich. Ich wollte mich rechtfertigen, allein er hörte mich nicht an und sagte: Nimm diesen Stab, gehe und birg Dich fern von dieser Hütte! Mögest Du unseren grausamsten Feinden in

die Hände fallen. . . . Mögen Tiger und Panther Dich auf Deinem Wege aufhalten und Du im blutigen Streit mit ihnen ringen. . . . Möge das Wasser der Quellen und Ströme für Dich so bitter sein, als die Thränen, die ich vergieße, und mögen die Früchte, die Du genießest, in Deinem Munde zu langsam tötendem Gifte werden. . . .

Bei diesen Worten ging der Greis in seine Hütte zurück, deren Thür er sorgfältig hinter sich verschloß.

Ich entfernte mich sogleich, Trauer im Herzen. Die Thränen meines Vaters hatten mich weich gestimmt, sein Fluch hatte mich erschreckt. In meiner Verwirrung warf ich mich in einem schattigen Gehölze nieder, wo ich die Nacht mit Wehklagen hinbrachte. Den folgenden Tag setzte ich meine Flucht eilends fort, denn der Ort meiner Geburt war mir verhaßt geworden, und ich fürchtete mich, meinen Landsleuten zu begegnen. Ich machte erst auf einem hohen Berge Halt, wo ich mir aus Zweigen eine Hütte baute, die Sturm und Regen bald zerstörten.

Ich nahm nun meine Zuflucht ins Innere eines Boabab, wo ich mehrere Monate allein und von Gewissensbissen gepeinigt zubrachte. Oft hatte ich auch mit wilden Tieren zu kämpfen, welche mich mit einer Wut verfolgten, die mir den Fluch meines Vaters unaufhörlich ins Gedächtnis rief.

Nach einiger Zeit konnte ich mein Elend nimmer ertragen; ich entschloß mich, Aimaï aufzusuchen, ihn den Händen seines Herrn zu entreißen, ihn meinem Vater zurückzubringen und seine Verzeihung zu erhalten.

Ich wußte, daß die Kaufleute, welche bei uns gewesen waren, ihren Weg nach der Mündung des Gambia genommen hatten, aber ich wußte durchaus nicht, welchen Weg sie von da aus einschlagen würden. Übrigens war anzunehmen, daß sie Afrika verlassen hatten, denn sie kamen ja nur in dieses Land, um sich

zu bereichern, und nachher ihre Schätze nach Europa hinüberzuschaffen.

Dieser Gedanke entmutigte mich jedoch nicht, und bei der gänzlichen Unwissenheit, welchen Weg ich einschlagen sollte, um an die Ufer des Gambia zu gelangen, glaubte ich nichts Besseres thun zu können, als auf gut Glück vorwärts zu schreiten.

Ich will nichts von den Strapazen und Entbehrungen aller Art sagen, die ich auf meinem gefahrvollen Wege zu ertragen hatte. Wollte ich Ihnen all meine Unglücksfälle erzählen, so würden Sie mich bedauern, und dies verdiene ich nicht, denn ich war schuldig.

Sechs Monate irrte ich umher, ehe ich an die Mündung des Gambia gelangte. In einer der Hauptniederlassungen der Engländer erfuhr ich, daß die Kaufleute, welche ich suchte, sich unlängst nach Saint-Louis begeben hätten, von wo aus sie sich nach Europa einzuschiffen gedächten. Ich machte mich trotz der Abnahme meiner Kräfte wieder auf den Weg, entschlossen, die Räuber bis ans Ende der Welt zu verfolgen, oder zu sterben.

Daß ich noch lebe, habe ich einem edelmütigen Franzosen zu verdanken, den ich auf selbem Wege begegnete, da mich eben meine letzten Kräfte verlassen wollten. Er reiste in Begleitung einer zahlreichen Dienerschaft. Als er bemerkte, daß ein Neger sich mühsam hinter ihm herschleppte, ließ er alle seine Leute Halt machen. Er kam selbst zu mir in Begleitung eines Dolmetschers, fragte mich liebreich aus und ließ mir Nahrung reichen. Hierauf ließ er mich eines seiner sanftesten Pferde besteigen und zog weiter, nachdem er seinen Dienern die größte Sorgfalt für meine Person empfohlen hatte. Bald kehrten meine Lebensgeister zurück und noch vor der Ankunft in Saint-Louis hatte ich schon wieder alle meine Kräfte erlangt.

Kaum angekommen in dieser Stadt, erkundigte ich mich überall nach den Aufenthalt der englischen Kaufleute. Ich erfuhr, daß sie auf dem Punkte wären, sich einzuschiffen. Ich lief zum Hafen hin, und denken Sie sich meine Freude, als ich meinen armen Bruder sah, sitzend auf einem Warenpack und traurig den Augenblick der Abfahrt erwartend.

Ich stürzte zu seinen Füßen, drückte ihn in meine Arme und benetzte ihn mit meinen Thränen, unfähig, ein einziges Wort hervorzubringen. Sein Erstaunen war ebenso groß, als das meinige, und mit dem Rufe: „Nelleo!“ ließ er sein Haupt auf meine Schulter sinken.

Da ich indessen die Ankunft der Engländer fürchtete und keine Zeit verlieren wollte, um beim Gouvernement von Saint-Louis die Befreiung meines Bruders auszuwirken, so rief ich: Laß uns so schnell als möglich fliehen, Aimaï, wir wollen die Ankunft der Räuber, die uns nur wieder trennen würden, nicht abwarten; beeile Dich, wir wollen unseren Vater erfreuen, den die Trennung von Dir trostlos machte.

Bei diesen Worten zog ich Aimaï mit mir fort. Wir verließen die kleine Insel, auf der Saint-Louis liegt, und wandten uns unseren Gegenden zu. Zehn Meilen vom Meere weg begegneten wir mehreren befreundeten Negern, die nach einer langen Sklaverei, aus der die Franzosen sie befreit hatten, zu ihrem Stamme zurückkehrten, welcher kaum fünfzehn Meilen von unserem entfernt wohnte. Ich sagte nun zu meinem Bruder: Wir müssen uns trennen! Ich kann mich nicht mehr vor meinem erzürnten Vater zeigen. Wenn er Dich sieht, verzeiht er mir vielleicht, und der Himmel gebe es, daß ich seine Verzeihung hier erfahre. Gehe, versichere ihn meiner Reue, tröste ihn in seinem Alter und trockne die Thränen, die ich ihm verursacht habe. Hier sind Deine Reisegefährten; ich

gehe nach Saint-Louis zurück, wo ich meine Dienste dem edelmütigen Franzosen versprochen habe, dem ich das Leben verdanke.

Diese Worte berührten Aimaï schmerzlich.

Welch unbedachten Entschluß hast Du gefaßt, mein Bruder! rief er aus; wenn mein Vater mich wieder sieht, wird er Dir verzeihen; wenn Du darauf bestehst, hier fern von seiner Hütte zu bleiben, so raubst Du ihm einen Teil der Freude, die ihm die Rückkehr seines Sohnes machen wird. Komm' mit, Nelleo, komm', ich bitte Dich, Du brauchst nicht mehr zu erröten, denn wenn Du auch einen Fehler begangen hast, so wußtest Du ihn wieder gut zu machen. . . . Sklaverei, in die Du Dich begeben willst, würde Dir die Verachtung der Unsrigen zuziehen.

Ich werde nicht Sklave sein, mein lieber Aimaï, antwortete ich meinem Bruder; es ist keine Schande, seine Dienste dem zu weihen, der uns vom Tode errettet hat. . . . Sagen wir einander Lebewohl. Kannst Du mich nicht von der Verzeihung meines Vaters benachrichtigen, so denke wenigstens an mich und lebe der Hoffnung, mich eines Tages noch einmal zu umarmen.

Ich warf mich an Aimaïs Brust; sodann machte ich mich los aus seinen Armen, die mich zurückzuhalten suchten, floh eilends davon und kam nach Saint-Louis in das Haus meines Wohlthäters.

Zwei Jahre verstrichen, ehe ich eine Nachricht von meiner Familie erhielt. Am Ende des zweiten Jahres kam ein Neger vom Stamme der Dulans, die nicht weit von dem unsrigen wohnen, zu mir, umarmte mich, und sagte: Hier hast Du den Friedenskuß, den Dein Vater und Dein Bruder mir an Dich aufgetragen haben. Dein Vater lag schon in den letzten Zügen, als er sich noch einmal von seinem Lager erhob und mit scharfer Stimme sagte: Gehe, Sohn

der Dulans, gehe zu meinem Sohne und sage zu ihm, daß die Hand, die ihm geflucht hat, ihn heute segnet. Sage ihm, daß meine Augen über die Trennung von ihm Thränen vergossen und daß mein Herz ihn nie vergessen hat. Ich werde ihn nicht mehr sehen; wenn ihm diese Worte des Friedens hinterbracht werden, werde ich zu sein aufgehört haben, aber ich wünsche, daß er mein Grab noch besuche, und darauf den Leichengesang der Yulofi singe. Gehe, Sohn der Dulans, gehe zu meinem Sohne und bringe ihm den Kuß des Friedens.

Zwei Stunden nach diesen Worten war Dein Bruder allein in der Hütte, der Urheber Deiner Tage ruhte unter dem Rasen. Ich machte mich noch am nämlichen Abend auf den Weg. Ich versprach, Dich heimzubringen, willst Du nun, daß ich mein Wort halten kann?

Ich will gehen, antwortete ich, will meinen Bruder und den Grabhügel meines Vaters besuchen, aber dieses Jahr noch nicht. Kehre Du nur allein zurück. Du kannst meinem Bruder und meinen Freunden nicht all die Schätze mitnehmen, die ich erworben habe.

Du hast keine Freunde mehr, antwortete der Neger, seit Du den Weißen dientest. Ich will Deine Schätze nehmen und sie Deinem Bruder bringen, er allein wird ein Geschenk von Nelleo nicht ausschlagen.

Der Neger blieb vier Jahre in Saint-Louis, um sich von seiner Reise zu erholen, und ich hatte Zeit, alles von ihm zu erfahren, was mich interessierte. Er sagte mir, daß Aimaï verheiratet sei und zwei Kinder habe, eine Tochter, Namens Aila, und einen Knaben, genannt Nelleoni, zum Andenken an mich. Dein Bruder, setzte er hinzu, erfreut sich einer hohen Achtung bei dem ganzen Stamme der Yulofi. Er hat sich im Kriege gegen die wilden Nachbarn ausgezeichnet;

seine Weisheit und die Klugheit seiner Ratschlüsse hätten ihn zu einem der Häuptlinge des Stammes erhoben, wenn nicht seine Liebe zur Zurückgezogenheit und zur Einfachheit ihn alle Ehrenstellen verachten lehrten. Er hat den Plan, mehrere abgesonderte Hütten zu bauen, um daselbst mit seiner Familie und den Sklaven, welche er nach einem großen Siege erhielt, im Frieden zu leben.

Er erzählte mir noch eine Menge Einzelnheiten, die mir große Freude machten, aber doch meinen Entschluß nicht ändern konnten. Nach seiner Abreise empfand ich einige Reue darüber, daß ich ihn nicht begleitet hatte und mehreremal war ich versucht, ihm zu folgen: allein die Furcht, unter meinen Landsleuten in Verachtung zu leben, hielt mich immer wieder zurück, überdies liebte ich meinen Herrn, und sein Wohlwollen gegen mich hatte mein Herz dergestalt gerührt, daß ich es für meine Pflicht hielt, ihm bis an seinen Tod zu dienen. Und dies that ich auch.

Nachdem ich frei geworden war, sehnte ich mich heißer, als je, nach meinem Vaterlande, allein da ich bedachte, daß ich daselbst keine Freunde mehr habe und verachtet bin, und daß mein Bruder vielleicht gestorben sein könnte, so beschloß ich, fern von demselben mein Leben zu beschließen. Ich verließ Saint-Louis, und da ich dieses Instrument, das Sie eine kleine Flöte nennen, spielen gelernt hatte, zog ich bei den verschiedenen Völkerschaften umher, und Mauren und Neger tanzten nach meinen Weisen. Später fesselte ich die Aufmerksamkeit der Stämme und der Wilden auch durch die Kunst, mit welcher ich die Schlangen durch den Ton meines Instruments zähmte. Als ich Sie das erste Mal sah, war ich dieser Lebensart satt, und das Leben war mir überhaupt zur Last. Ich schien zu zaudern bei Ihrer Aufforderung, Sie zu den Yulofi zu geleiten; allein das Herz pochte mir

vor Freude, und so hatten Sie keine Mühe, mich dazu zu überreden. Möge der Himmel die Hoffnung nicht täuschen, die ich durch Sie faßte! Mögen die Yulofi Ihren Rat und Ihre Wohlthaten sich zu nutze machen! . . .

Auch gebe ich immer mehr der Hoffnung Raum, daß mein Bruder noch lebt, ihn sollen Sie zuerst in der Lehre vom Evangelium unterrichten, seine Familie zuerst auf den Weg des Glückes und der Seligkeit leiten. . . . O, wie verlangt es mich, ihm meine ganze Freude mitzuteilen! Wie langsam verschwindet die Sonne, wie langsam kommt die Nacht heran!"

Nelleo ließ bei diesen letzten Worten seine Thränen fließen. Er beugte sein Angesicht zur Erde und betete.

Duvernet und sein Bruder standen schweigend neben ihm; in verschiedenartige Gedanken versunken, warteten sie auf das Zeichen ihres Führers zur Abreise.

Plötzlich ertönte von den hohen Bergen vor ihnen wildes Geschrei: Ernst wandte sich an Nelleo und fragte, was wohl in diesem Augenblicke vor sich gehe.

„Dies Geschrei bedeutet eine Niederlage," versetzte der Neger ruhig; „einige Individuen von Stämmen sind zusammengetroffen, und da hat es Streit und Blutvergießen abgesetzt. Die Besiegten werden sich bald zeigen."

In demselben Augenblick sprengten mehr als vierzig Reiter von dem Gebirge in die Ebene herab. Bald darauf zeigte sich eine noch viel größere Anzahl von Reitern, welche jene verfolgten; und beide Partieen verschwanden wieder vor den erstaunten Blicken der Wanderer.

„Es ist ein Glück für uns," sagte Nelleo, „daß wir uns nicht auf die Berge wagten, wir wären verloren. Die Wege sind nun frei in der Nacht, denn die Sieger beeilen sich jetzt, mit ihren Gefangenen wieder zu ihrem Stamme zu gelangen."

Fünftes Kapitel.

Nächtliche Reisen.

Sobald die Sonne am Horizont verschwunden war, erhob sich Nelleo, mit der Nachricht, daß es zum Aufbruche Zeit sei. Man zog nun gegen die Berge hin, welche die Kamele nicht ohne Schwierigkeit erstiegen. Angekommen auf den ungeheueren Plateaus, welche die Ebenen beherrschten, sahen die Wanderer hie und da Leichen zerstreut liegen, über welche sich bereits die Raubvögel hermachten. Sie beeilten sich, diesem traurigen Anblick zu entgehen, und mehrere Stunden marschierten sie, ohne anzuhalten. Gegen Mitternacht sahen sie in der Ferne mehrere Feuer, welche einen rötlichen Schein hatten.

Nelleo war sehr mißvergnügt darüber. „Ein kriegerischer Stamm hat sich hier gelagert," sagte er. „Wir müssen einen anderen Weg einschlagen, vielleicht haben wir auch noch andere Gefahren zu erwarten."

Mit diesen Worten führte er seine Gefährten einem finsteren Passe zu, den man nicht ohne Furcht durchziehen konnte, denn er bot dem Auge nichts als Schrecken und Finsternis. Die Stille wurde bloß durch einen heißen und heftigen Südwind unterbrochen, und durch einige dumpfe Töne von den wilden Tieren in den benachbarten Wäldern.

„Wir sind in einer sehr wilden Gegend," sagte Duvernet zu seinem Führer. „Der Tiger und der Löwe herrschen hier und ich glaube, wir haben uns in acht zu nehmen."

„Ich bin ihnen bereits zuvorgekommen," sagte der Neger; „wir sind einer Gefahr entgangen, um in eine andere zu geraten; aber die wilden Tiere erschrecken mich weniger, als die feindlichen Stämme;

ich bin gewohnt, im Kampfe mit ihnen zu siegen. Beruhigen Sie sich nur deshalb. So lange wir beisammen bleiben, uns gut bewaffnen und eine drohende Stellung behaupten, werden die blutdürstigen Tiere uns in Ruhe lassen. Nur ein Umstand macht mich besorgt, die Unruhe, die unter unseren Kamelen herrscht; wenn der Schrecken sich ihrer bemeistert, so werden wir einen harten Stand haben."

In der That begannen die Kamele unruhig zu werden, durch das dumpfe Gebrüll, das ihre Ohren traf. Ihr Gang wurde langsamer, und von Zeit zu Zeit stießen sie klagende Töne aus. Der Neger, welcher irgend einen verborgenen Feind in der Nähe vermutete, kuppelte die Kamele, deren es drei waren, auseinander und bestieg das furchtsamste, indem er seine Gefährten aufforderte, seinem Beispiel zu folgen. Er bat sie, ihre Waffen sorgfältig in Bereitschaft zu halten, aber davon ja keinen Gebrauch zu machen, außer im äußersten Notfalle und nur auf ein Zeichen von ihm.

Kurz nach diesen Vorbereitungen stürzten drei wilde Bestien durch ein Feigenwäldchen daher und warteten auf die Ankunft der Kamele. Diese erschracken, stießen häufigere Klagetöne aus, und hielten plötzlich an. Aber der Neger zwang sie zur Fortsetzung des Weges und sagte zu seinen Gefährten: „Ich kann nicht unterscheiden, was es für Feinde sind, die uns auf hundert Schritte erwarten, aber sie mögen sein von welcher Art sie wollen, so kann ich Ihnen zum voraus die Versicherung geben, daß es Memmen sind, die uns ruhig ziehen lassen und sich damit begnügen werden, uns in einer gewissen Entfernung zu folgen."

Nelleo that einen Schuß in die Luft, hierauf lud er sein Gewehr eilends wieder und setzte seinen Weg fort. Bei seiner Annäherung zogen sich die wilden Tiere in das Gehölz zurück, ein Umstand, der Duvernet

und seinen Bruder in nicht geringes Staunen versetzte. In der Meinung, die Gefahr sei vorüber, wollten sie wieder absitzen, allein ihr Führer hinderte sie daran, indem er sagte: „Hüten Sie sich, eine solche Unvorsichtigkeit zu begehen; die Bestien werden sich bald wieder zeigen und uns verfolgen, wir müssen unsere Stellung bis zu Ende behaupten. Hauptsächlich hüten Sie sich, herunterzufallen. Sie würden vielleicht nicht mehr aufstehen, denn die Tiger oder Wölfe, die uns verfolgen, würden sich auf Sie stürzen, und Sie würden ihr Raub werden. . . . Blicken Sie rückwärts, da ist der Feind, er wartet nur auf eine geschickte Gelegenheit, uns anzugreifen, aber die soll ihm nicht werden."

Zwei Stunden folgten die gierigen Tiere den Kamelen, worauf sie wieder in den Wald zurückkehrten und verschwanden. Als sich die Wanderer von diesen unbequemen Gästen befreit sahen, verließen sie ihren Zufluchtsort und setzten den Weg wohlgemut fort.

„Wir müssen bald an Ort und Stelle sein," sagte Ernst, „es ist schon lange, seit wir uns auf den Weg machten. Die Nacht entflieht und schon verkündet die Morgenröte den Tagesanbruch."

Nelleo. Heute kommen wir nicht mehr ans Ziel, die Umwege, die wir nehmen mußten, um den Stamm zu vermeiden, dessen Feuer wir gegen die Gewohnheit der Neger angezündet sahen, brachte uns um viele Zeit und haben uns am Ende gar noch irre geführt. Die Gegend, wo wir uns befinden, ist mir nicht bekannt; ich weiß nicht, sind wir den Yulofi nahe oder noch weit entfernt. Bis jetzt weiß ich es nicht, ich werde es aber bald erfahren.

Ernst. Dies kommt mir etwas ungelegen. Ich liebe die Boababs nicht zum Aufenthalt, und ich sehne mich, ehrlich gestanden, nach einer guten Hütte.

Nelleo. Wir werden in der nächsten Nacht in

einer solchen guten Hütte wohnen, nach der Sie so großes Verlangen haben. Ich verspreche es Ihnen ... Ich kenne nun diese Gegend wieder, denn ich entdeckte in der Ferne, dort rechts, das hohe waldige Gebirge, auf dem ich oft mit den Keckſten unter den Yulofi jagte. Wir sind in der That verirrt, und eine Strecke von sieben Meilen liegt noch zwischen uns und dem Stamme, den wir suchen. Wir wollen Halt machen in diesem schönen Gehölze an dem Wasser, das mit so vielem Geräusch dahinströmte. Es ärgert mich, mich im Wege geirrt zu haben, denn wir müssen über diesen Abgrund setzen, und das ist keine Kleinigkeit.

Ernst. Ich bin der Meinung, wir sollten hier ein wenig der Ruhe pflegen. Diese Stelle ist herrlich, und ich glaube, daß ich hier mit gutem Appetit essen werde, denn ich habe einen rasenden Hunger.

Nelleo. Hier sind wir nicht sicher. Wir müssen notwendig vorerst den Abgrund hinter uns haben. ... Bedenken Sie, es ist keine Kleinigkeit, hinüber zu kommen.

Ernst. Das glaub' ich. Ich bin nicht furchtsam, wenn ich mit meines Gleichen zu thun habe, wenn es sich aber darum handelt, einen Waldstrom oder einen so schrecklichen Abgrund zu überwinden, da verläßt mich meine Stärke.

Duvernet. Ich sehe in der That kein Mittel, das andere Ufer zu erreichen. .. Welche Tiefe! Der Unerschrockenste müßte den Mut verlieren.

Nelleo. Ich betrachte diesen Abgruud ohne Furcht, denn ich bin schon mehr als einmal mit einem einzigen Sprung hinübergekommen.

Ernst. Mit einem Sprung ...! So kommen wir nicht hinüber. Trotz meinem guten Willen könnte ich unterwegs liegen bleiben. Und dann müssen wir auch an unsere Kamele denken; sie möchten wir wohl

schwerlich zu einem solchen Sprunge bewegen können.... Giebt es denn keinen anderen Weg, den wir einschlagen könnten?

Nelleo. Nein. Sehen Sie, das Wasser kommt von einem Felsen, dessen schroffe Wände wohl Keiner von uns zu ersteigen sich erkühnen möchte, und der Abgrund zieht sich lange fort, indem er sich immer mehr erweitert, bis sich aus seinen Seiten ein reißender und tiefer Fluß ergießt. Wir müßten also umkehren, was nicht ohne Gefahr wäre.

Duvernet. Wir können hier übersetzen, wenn wir eine Brücke über den Abgrund schlagen. Ich glaube, daß Nelleo dies im Sinne hat.

Nelleo. Sie haben recht; die Neger machen es von jeher so. Haben Sie kürzlich die großen Bäume im Wege liegen gesehen? Sie waren zu einer Brücke bestimmt; aber ohne Zweifel wurden die, welche sie über den Abgrund legen wollten, durch die plötzliche Ankunft irgend eines Feindes daran verhindert.

Duvernet. Ich wundere mich, daß die Neger die Brücken wieder abbrechen, die sie geschlagen haben.

Nelleo. Dies thun sie, um die Verfolgung abzuschneiden. Gewöhnlich werfen sie die Bäume, welche ihnen als Brücke gedient haben, in den Strom, und wir wollen nicht minder klug handeln, als sie, wenn wir am anderen Ufer sind.

Als die Wanderer sich über die Wahl der Mittel vereinigt hatten, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, machten sie sich eifrig an das Werk. Ihren vereinten Kräften gelang es, einen Baum über den Abgrund zu legen, dann einen zweiten, dritten und vierten. Man konnte nun sicher hinübergehen; aber für die Kamele war ein mehr zusammenhängender Steg vonnöten, und diesen erhielt man, indem man die Bäume mit sehr großen Stücken starker Baum-

rinde bedeckte. Ernst, welcher kein gar großes Vertrauen in diese, aus dem Stegreif gefertigte Brücke setzte, meinte, man solle sie noch mehr vervollkommnen; allein sein Bruder und Nelleo widersetzten sich diesem Vorschlag, indem sie behaupteten, die Kamele könnten ohne die mindeste Gefahr darüber hingehen. Die beiden ersten strauchelten ein wenig, kamen aber wohlbehalten auf der anderen Seite an; nicht so das dritte, welches die Lebensmittel und das frische Wasser trug. Es glitt auf halbem Wege aus, fiel und stürzte vor den Augen der erschrockenen Reisenden in den Abgrund, wo es sich noch ein wenig abquälte, ehe es auf immer verschwand.

Dieser Verlust traf Duvernet und den Neger hart; doch waren sie lange nicht so ärgerlich darüber, als Ernst. Dieser stand einige Augenblicke wie versteinert da. Als er die Sprache wieder gewann, rief er aus: „Ach, Nelleo, Du hast uns ins Verderben gestürzt! Hatte ich unrecht, da ich vor dem Übergang über diesen verdammten Abgrund zu essen verlangte? So wäre doch wenigstens mein rasender Hunger gestillt, und ich könnte warten bis zur Nacht. Aber wo sollen wir nun im Augenblick Wasser und Nahrungsmittel herbekommen? Wollet ihr den Schrecken dieses Stromes trotzen, um eueren Durst stillen zu können? Im Angesicht dieser wasserreichen Fluten werden wir aus Durst verschmachten müssen."

„Beruhigen Sie sich," lächelte Nelleo; „ich muß zugeben, wir haben einen grausamen Verlust erlitten, doch möchte er nicht unersetzlich sein. Wir wollen nur vorerst diese Brücke in den Abgrund werfen, und uns in dem hübschen Wäldchen, das ich Ihnen zeigte, niederlassen. Sodann wollen wir auf Mittel denken, unseren Hunger und Durst zu stillen."

Ernst beruhigte sich, indem er bedachte, daß Schelten und Tadeln das Übel doch nicht besser

machen. „Überdies," sagte er zu seinem Bruder, „bin ich nicht nach Afrika gekommen, um hier nach meiner Bequemlichkeit zu speisen, und ohne alle Mühe den Ruhm zu erwerben, nach dem ich strebe. Ich bin Soldat, ich muß mich aber so gut an das Leben in der Wüste, als im Felde gewöhnen."

Und die gute Laune des Unteroffiziers gewann wieder die Oberhand. Auf einmal rief Nelleo: „Wir werden nicht vor Hunger umkommen, meine Gefährten; hier ist alles, dessen ich bedarf, um Ihnen ein vorzügliches Mahl zu bereiten! Das Getränke fehlt zwar noch, aber bis wir eine Quelle entdecken, können wir uns einstweilen mit dem Gummi begnügen, das von diesen Bäumen träufelte."

„Ich glaube fest," sagte Ernst, „daß dieses das Gummi ist, nach welchem in Europa so große Nachfrage ist."

„Da haben Sie recht; das Gummi ist ein Haupthandelsartikel vom Senegal. Der Baum, der diese Waren liefert, heißt Mimohar oder Acacia. Zu bestimmten Jahreszeiten macht man Einschnitte in den Stamm und die dicksten Äste des Baumes, woraus dann ein dicker Saft abfließt, der an der Sonne hart wird, und das bildet, was man Gummi nennt. Man sammelt ihn mit ganz besonderer Sorgfalt, und wenn er gehörig getrocknet ist, so verschließt man ihn in lederne Beutel und verhandelt ihn an die Europäer. Oft geschieht es, daß mehrere feindliche Stämme sich in einem und demselben Walde begegnen, in der Absicht, Gummi zu gewinnen. In diesem Falle erhebt sich dann ein blutiger Streit, und wehe dem Besiegten! er ist ohne Gnade verloren. Wir hier wissen von solchen Händeln nichts, denn wir haben keinen Verkehr mit den Weißen; das Gummi bleibt auf seinen Bäumen, und wenn man je einmal welches gewinnt, so geschieht dies nur, um den brennenden Durst zu stillen."

Nelleo machte sich nun daran, den kostbaren Saft der Acacien in der Nähe zu sammeln, und seine Gefährten folgten seinem Beispiel.

Ernst war dabei gerade nicht der Ungeschickteste; allein sein Gewinst reichte nicht hin, seinen Durst zu stillen. „Dieses Gummi hat meinen Durst nur noch mehr gereizt," sagte er, nachdem er bei allen Bäumen, die diesen kostbaren Saft lieferten, herumgekommen war.

„Ich habe ein Mittel gefunden, ihn ganz zu stillen," sagte Duvernet, „und in wenigen Augenblicken sollst Du mehr frisches Wasser haben, als Du trinken kannst."

Duvernet hatte in einem der Päcke, welche die Kamele trugen, eine leere Flasche gefunden. Er band sie an eine lange Schnur und wollte sich nun damit nach dem Strome begeben.

„Bleiben Sie," rief Nelleo, „verlassen Sie ja dies Gehölz nicht; wenn mich einige Neger zu Gesichte bekämen, so würden sie sich mit meiner Verfolgung nicht abgeben, aber nicht so ruhig würden sie sich bei Ihrem Anblick verhalten."

Nelleo ging, und kam bald wieder mit der Flasche voll klaren Wassers. Daß Ernst und sein Bruder sie begierig leerten, läßt sich denken. Der Neger wollte seine Gefährten gänzlich zufrieden stellen, und füllte die Flasche von neuem; und Ernst that dem Inhalt derselben abermals die vollkommenste Ehre an.

Der Durst war gelöscht, nun mußte man auch daran denken, den Hunger zu stillen. Nelleo brach zuerst einige reife Datteln ab, die sich seine Freunde trefflich schmecken ließen, bis die anderen Schüsseln kommen würden, und sagte: „Was hast Du uns denn jetzt bereitet?" fragte Ernst, indem sein Blick behagliche Befriedigung ausdrückte.

Nelleo. Ein vortreffliches Gericht.

Ernst. In der That! Wie nennt man es?

Nelleo. Man nennt es Couscou; es ist eine Art dicker Brei aus Hirsenmehl bereitet. Sehen Sie ....

Ernst. Es scheint mir schmackhaft zu sein; aber wie konntest Du so schnell eine Schüssel bereiten? Woher bekamst Du Feuer?

Nelleo. Feuer? Ein Neger ist nie in Verlegenheit, wenn es sich darum handelt, Feuer zu bekommen. Aber diesmal hatte ich nicht einmal nötig, zu unserem unfehlbaren Mittel, das in zwei trockenen Holzstücken besteht, meine Zuflucht zu nehmen; ich hatte einen Feuerzeug, wie Sie es nennen, bei mir, und in einem Augenblick hatte ich ein lustiges Feuerchen. Da es hier hinlänglich Hirse giebt, so machte es mir Freude, eine Schüssel nach meiner Art zuzubereiten, während Sie sich an den Datteln erlabten. Wenn der Couscou Sie nicht ganz sättigt, so will ich Ihnen noch eine dritte Schüssel besorgen. Wildpret giebt es hier in der Nähe, und zu seiner Zubereitung brauche ich wenig Zeit. Ich habe sogar schon einige sehr schmackhafte Vögel im Auge, die ich Ihnen zubereiten werde, wenn Sie es wollen.

Duvernet. Wir danken Dir, mein lieber Nelleo, für die viele Mühe, die Du mit uns hast. Wir wollen das Wildpret und die Vögel für eine andere Mahlzeit aufsparen; für diesmal haben wir genug.

Ernst. Das fragt sich, mein Bruder, jeder hat seinen eigenen Geschmack: Du liebst den Couscou, und ich das Wildpret. Übrigens will ich für diesmal bescheiden und genügsam sein; aber in Zukunft soll mein Geschmack die Oberhand haben.

Nach beendigter Mahlzeit sagte Nelleo zu seinen Gefährten: „In diesem Gehölze verborgen, haben Sie keinen Überfall zu befürchten. Überlassen Sie sich ruhig dem Schlafe, ich übergebe Sie auf einige

Stunden dem Schutze Gottes; lange vor Anbruch der Nacht bin ich wieder bei Ihnen."

„Wo willst Du denn hingehen?" sagte Duvernet, „bedarfst Du nicht ebenfalls der Ruhe?"

Nelleo. Habe ich nicht versprochen, Sie glücklich zum Stamm der Yulofi zu bringen? So lange Sie nicht an dem Orte sind, nach dem wir alle uns sehnen, bin ich unruhig. Je näher der Hafen, desto vorsichtiger und thätiger muß ich sein. Ich werde mich dann so beruhigt niederlegen, wenn ich die angenehme Pflicht erfüllt habe, die ich mir so bereitwillig auferlegte.

Der gute Neger ergriff eine Flinte, sein musikalisches Instrument, und einige kleine seltene Gegenstände und verschwand in die Berge.

Duvernet und sein Bruder breiteten zwei Tigerfelle auf dem Grase aus, legten sich neben einander und fielen bald in einen tiefen Schlaf.

Sechstes Kapitel.

Die Familie Janos.

Der Zweck Nelleos war, den Weg, den er einschlagen wollte, auszukundschaften, und irgend eine befreundete Niederlassung zu entdecken, wo er vor dem Eintritt in das Gebiet seines Stammes sich aufhalten könnte. Er ging zwei Stunden, ohne jemanden zu begegnen, aber sein Eifer nahm nicht ab, sein guter Mut blieb derselbe. Er war so glücklich, in seinen Bergen umherzustreifen, mitten in seinen geliebten Dattel-, Feigen- und Bananenwäldern!

Einen Augenblick stand er stille auf dem Abhang

eines entzückend schönen Hügels und sang mit Innigkeit folgende, bei den Negern Senegambiens so beliebte Strophen: „Nichts ist so schön, als das Vaterland. Im Vaterlande schlägt freudig mein Herz und lacht mein Mund. Ferne von ihm weine ich; in seinem Schoße bin ich glücklich und Freude umringt mich.

Kennet ihr den kleinen Neger Fallah? Die Weißen hatten ihn seiner Familie geraubt; sie hatten ihn in seine Paläste geführt und zu ihm gesagt: Du mußt unser Sklave sein und weit von Deinem Vaterlande sollst Du sterben.

Fallah unterwarf sich, denn Fallah war schwach und hatte keinen Freund, der ihn aufrichtete. Er schien sich in sein Schicksal zu ergeben. Unter den Augen seines Herrn war er lustig, fröhlich und geschäftig; aber, einsam, weinte er, dachte an seine Familie, an seine Berge und an seine Ebenen und sagte: Nichts ist so schön ꝛc. bis umringt mich.

Seine Herren hatten ihn lieb, denn er war sanft, er arbeitete den ganzen Tag eifrig. Sie wollten ihn mit Reichtum überhäufen, ihn auf immer zu ihrem Freunde machen; sie machten ihm alle Anerbietungen; er aber wollte nichts, als seine Freiheit; man verweigerte sie ihm, und er weinte wieder und sagte: Nichts ist so schön ꝛc.

Eines Tages hörte ihn der Neger Boali also singen; er trat hinzu und sagte: Fallah! ich bin so traurig, als Du, fern von meinen Bergen; verlassen wir die Weißen und fliehen eiligst; heute ist ein Fest, niemand wird uns halten.

Fallah hörte diese Worte, er ergriff Boalis Hand, führte sie an sein Herz und rief: Laß uns gehen . . . und die beiden Neger gingen. Sie hatten lange zu gehen, ehe sie die Gegend, da sie geboren waren, wieder sahen; aber als sie ihre großen Wälder wieder

sahen, sangen sie beide unter Thränen: Nichts ist so schön ꝛc.

Boali und Fallah sahen die Ihrigen wieder, und nie vermißten sie die Weißen und den Glanz der übrigen Welt. Wenn ihre Söhne sie nach den fernen Ländern und nach den fremden Wundern fragten, füllten ihre Augen sich mit Thränen und sie sagten, indem sie ihre Kinder ans Herz drückten: Nichts ist so schön ꝛc."

Nachdem Nelleo diese Strophen gesungen hatte, nahm er sein Instrument an den Mund und spielte seine Lieblingsweisen.

Er wiederholte gerade die schönste derselben, als plötzlich zwei schöne Kinder mit Zähnen, weiß wie Elfenbein, und lockigen Haaren mit einem Freudengeschrei auf ihn zugelaufen kamen.

Er hörte auf zu spielen und wandte sich zu den Kindern mit der Frage: „Wer seid ihr?"

„Die Söhne Janos."

„Wie heißet ihr?"

„Lauli und Famé."

„Lauli und Famé saget mir, was euer Vater Jano thut."

„Er jagt die Tiere in dem Walde, und säet den Reis auf seinem Felde."

„Wo wohnt er?"

„Hinter dem großen Wald, den Du in der Ferne siehest."

„Ist er gut gegen den wandernden Neger?"

„Er hat ihm noch immer seine Hütte geöffnet; er hat ihn gespeist, wenn er hungerte; er hat ihn gepflegt, wenn er krank war; er hat ihn verteidigt, wenn er angegriffen wurde."

„Euer Vater Jano sei gesegnet; saget, liebt er die Weißen?"

Famé. Er hat noch nie einen gesehen.

Nelleo. Ist er ein Feind der Yulofi?

Lauli. Jano, unser Vater, ist niemandens Feind. Auch greift ihn niemand an. Alle nennen ihn den Weisen, und seine Familie lebt ungestört.

Nelleo. Führet mich zu ihm, und nehmet diese zwei schönen Halsketten und traget sie zum Andenken an Nelleo.

Die zwei jungen Neger nahmen dieses Geschenk mit Freuden an, und machten sich auf den Weg zur Hütte ihres Vaters. Der Yulofi folgte ihnen unbesorgt und kam bald bei der Wohnung des Vaters der beiden Kinder an.

Jano war bereits bei Jahren; er war ein sehr sanfter und ehrwürdiger Greis; er nahm Nelleo gütig auf, und befahl seinen Kindern, ihm alle Ehre zu erweisen, welche, sechs an der Zahl, sich ungestüm um den Ankömmling drängten. Der Älteste schien neunzehn Jahre zu zählen; alle waren stark und hatten ein gutes Ansehen. Auf einen Wink von ihrem Vater halfen sie ein bescheidenes Mahl bereiten, womit die Gattin Janos bereits beschäftigt war.

Nelleo sagte dem Greis, daß er nichts annehmen könne; so lange seine beiden Gefährten nicht da seien; hierauf erzählte er ihm seine Geschichte, und zeigte ihm an, daß zwei Weiße unfern des Stromes mit all ihrem Gepäcke auf ihn warteten.

„Sie thaten unrecht, hieher zu kommen,“ sagte dieser, „denn wenn ich mich nicht täusche, so sind die Stämme eben jetzt gegen die Fremden erbitterter, als je; sind jedoch ihre Absichten friedlich, so wird man sie liebreich behandeln. Was mich betrifft, so hasse ich keinen Menschen, niemand hat mir noch Böses gethan. Hole Deine Gefährten her, alles, was ich besitze, will ich mit ihnen teilen; nimm die stärksten meiner Söhne mit Dir, sie sollen euch euer Gepäck hieher schaffen helfen; denn die Kamele können nicht

über die Berge und durch den dicken Wald kommen, der uns vom Strome trennt."

Nelleo dankte dem Greise und kehrte, gefolgt von den vier ältesten Söhnen Janos, zu seinen beiden Gefährten zurück.

Er fand sie noch schlafend, er setzte sich mit den jungen Negern neben sie und wartete geduldig ihr Erwachen ab.

Als unsere Reisenden bei ihrem Erwachen die jungen Neger sahen, stieg ihr Staunen aufs höchste; Nelleo hatte sie bald benachrichtigt, was geschehen sollte, er ermahnte sie, dem Verlangen Janos zu folgen, und bald waren die Kamele ihrer Last entledigt und konnten frei ins weite Feld streifen.

Indessen stritten sich die jungen Neger um die schwersten Päcke, und Nelleo sah sich genötigt, ihnen eigenhändig ihre Last zuzumessen, worauf man sich auf den Weg machte.

Die Fremden wurden mit einem Wohlwollen aufgenommen, das sie lebhaft ansprach; sie bezeigten dafür dem Alten ihren innigen Dank, der sich bald als ihren Freund erklärte. Duvernet benützte seine gute Stimmung, und sprach mit ihm von Jesu Christo; der Alte lauschte freudig seinen Worten; gerührt durch die Erzählung von dem Leben und dem Tode des Erlösers bat er Duvernet, öfters zu ihm zu kommen. Der junge Prediger versprach, ihn bald nach seiner Ankunft an dem Ort seiner Bestimmung zu besuchen.

Sie unterhielten sich bis zum Augenblick der Abreise, die gegen Mitternacht erfolgte, und ohne mehr an die Widerwärtigkeiten zu denken, die sie erlitten, und die Gefahren, die sie bestanden hatten, träumten sie von nichts mehr, als den Yulofi und der Aufnahme, die ihnen bei denselben zu teil werden würde. Auf ihrem Marsche trafen sie kein Hindernis mehr, und bei dem ersten Schein der Morgenröte erblickten

sie auf einer benachbarten Anhöhe einige mit ziemlichem Geschmack gebaute Häuschen.

Dies waren die ersten Wohnungen der Yulofi. Nelleo stieß einen Freudenruf aus, wandte sich zu seinen Gefährten und sagte: „Nur noch wenige Schritte, und mein Versprechen ist erfüllt .... möge der Himmel uns schützen und die Herzen der Yulofi zu unseren Gunsten lenken!“

Die genannten Wohnungen ließ man rechts liegen; Nelleo führte die beiden Brüder dem Orte zu, der ihm so teuer war und den wieder zu sehen ihn so sehr verlangte, nämlich zu den Feldern seines Vaters, zu der Hütte, in der er geboren war.

Plötzlich wurde er in seinem eilenden Laufe durch den Anblick mehrerer Hütten aufgehalten, die einen herrlichen Anblick gewährten und durch sehr gut angebaute Gärten von einander abgesondert waren.

Duvernet und sein Bruder waren ebenso bezaubert durch den Anblick dieser angenehmen Wohnungen.

„Gott sei gelobt,“ rief der junge Prediger, „daß er uns bis hieher beschützte, und Du Nelleo, seiest gesegnet, denn uns zu lieb hast Du Dich den beschwerlichsten Arbeiten unterzogen und alle Gefahren bestanden.“

Bei diesen Worten drückte er den guten Nelleo an seine Brust.

In demselben Augenblick traten zwei Neger aus einer der Hütten und beim Anblick der Weißen erhoben sie ein lautes Geschrei und gingen schnell in ihre Wohnung zurück. Einen Augenblick nachher erschienen sie wieder, mit Pfeilen bewaffnet, und schickten sich an, von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Nelleo lief ihnen entgegen und stellte mit einem Worte ihre kriegerischen Vorbereitungen ein.

„Ich bin Nelleo,“ rief er, „kennet ihr den Aimaï, er ist mein Bruder; lebt er noch?“

Die beiden Neger sahen bei diesen Worten traurig zur Erde nieder und sagten: „Aimaï lebt noch, aber er trauert und sogar sein Bruder wird ihn nicht trösten können; diese Hütten sind sein Eigentum und wir sind seine Diener. Gehet hinein, Herr; aber die Weißen dürfen diese Schwelle nicht übertreten. Wir wollen Aimaï eilends suchen."

Die Neger verschwanden, und Nelleo lehnte sich ganz tiefsinnig an einen Baum. Seine Gefährten traten zu ihm und fragten ihn um die Ursache seines Kummers. Er sah sie betrübt an und sagte mit trostlosem Tone: „Die Weißen sind bereits hier gewesen und haben Böses gethan. Aus den Worten der beiden Neger vernahm ich, daß Sie hier Unglück bedroht. Hören Sie den Lärm?"

„Wir hören ihn," antworteten beide zugleich, „aber Aimaï wird die Freunde Nelleos nicht verraten."

„Sie haben recht, wenn Sie meinem Bruder Zutrauen schenken. Wenn er hieher kommt, werden Sie sehen, wie groß und rücksichtslos seine Zuneigung zu mir ist. Wir wollen in seine Wohnung gehen, und im Innern seiner Hütte ihn erwarten; diese da muß die seinige sein, denn es ist die schönste."

Die drei Wanderer gingen in die Hütte und setzten sich schweigend. Nach einigen Minuten ließen sich außerhalb mehrere menschliche Stimmen hören.

Nelleo erhob sich eilends und ging hinaus. Einen Augenblick nachher hörte Duvernet und Ernst ihn rufen: „Aimaï, mein vielgeliebter Bruder!"

Siebentes Kapitel.

Der Sturm. Erzählung eines Vaters.

Nelleo stellte seinem Bruder die beiden Fremden vor mit den Worten: „Das sind meine Freunde, ich empehle sie Dir als Deine Gäste.“

Aimaï antwortete: „So groß auch mein Haß gegen die Weißen und besonders gegen die Engländer ist, so werde ich doch diese Fremdlinge in Ehren halten, weil sie Deine Freunde sind.“

„Sie sind Franzosen,“ setzte Ernst lebhaft hinzu.

„Dies ist ein Grund mehr, euch zu ehren und zu beschützen. So lange ihr hier sein werdet, wird der Stamm der Yulofi euch nicht beleidigen. Ich werde euch sogar mit Gefahr meines Lebens verteidigen.“

„Droht uns denn wirklich einige Gefahr?“ fragte Duvernet.

„Wenn ihr anderswo und nicht gerade bei mir eine Zuflucht gesucht hättet, wäret ihr in diesem Augenblick dem Zorn des ganzen Stammes preisgegeben. Seid nur unbesorgt, ich werde euch sicherlich vor allen Augen verbergen, und wenn der Augenblick euerer Abreise kommt, so werde ich selbst eueren Führer machen.“

Diese ungewöhnliche Sprache machte Nelleos Besorgnis rege; er fragte seinen Bruder um die Ursache, warum der Haß gegen die Weißen wieder so groß geworden sei?

Aimaï gab keine Antwort, er setzte sich und ließ seine Thränen strömen.

Nelleo trat hinzu, faßte teilnehmend seine Hand und sagte: „Bruder, was hast Du für einen Schmerz? Wozu diese Thränen? Sollte Dich meine Rückkehr betrüben? Du hast eine Gattin und zwei schöne

Kinder, von denen der Neger, den Du neulich zu mir schicktest, mir so viel Schönes erzählt hat."

„Meine Kinder sind mir genommen, und ihre Mutter ist nicht mehr. . . . ."

Die Thränen Aimaïs flossen noch heftiger und der unglückliche Neger zeigte den heftigsten Schmerz. Nach langer vergeblicher Mühe gelang es endlich Nelleo, ihn ein wenig zu beruhigen und zur Erzählung seines Unglücks zu bewegen. Ehe er damit begann, ließ Aimaï seinen Gästen einige Speisen reichen, allein diese waren begieriger, ihm zuzuhören, als ihren Appetit zu stillen.

Er erzählte nun folgende Geschichte, die mehr als einmal durch seine Thränen und durch unwillige Ausrufungen Nelleos unterbrochen wurde.

„Nach meiner Befreiung aus der Sklaverei der Engländer kehrte ich unter mancherlei Gefahren auf dem Wege, denen ich aber immer glücklich entging, in mein Vaterland zurück. Der Anblick meines Vaters ließ mich alle meine Leiden vergessen, und ich dachte von nun an bloß für sein Glück und seine Freude zu leben. Er seinerseits war nicht minder zärtlich für mein Wohlergehen besorgt, denn wenige Monate nach meiner Rückkehr gab er mir die tugendhafte Balsimé zur Frau.

Ich zog mich nach dem Tode meines bejahrten Vaters in diesen ruhigen Aufenthaltsort zurück. Ich verschönerte ihn mit allem, was ihn für mich anziehend machen konnte. Ich schlug die Ehrenämter aus, die unsere junge Königin mir aufdringen wollte zur Belohnung für die Vorteile, die ich in einem Kriege mit einem benachbarten Stamme errungen hatte. Ich hatte zwei innig geliebte Kinder; ich verlangte nichts weiteres: meine Tochter hieß Aïla. Sie zeigte von frühester Jugend an die wertvollsten Eigenschaften; sie war das Glück ihrer Mutter und ihres Vaters.

Zum Andenken an einen geliebten Bruder, an Dich, Nelleo, nannte ich meinen Sohn Nelleoni. Dieser Knabe war, wie seine Schwester, mit den glücklichsten Anlagen begabt, und ich gründete auf ihn und auf Aïla die schönsten Hoffnungen. Ich machte mir ein Geschäft daraus, sie zu belehren und zu unterrichten; ich hatte in den Tagen meiner Sklaverei eine Menge nützlicher Kenntnisse gesammelt, womit ich ihren so glücklich begabten Geist zu bilden suchte. Alle meine Zeit war, so zu sagen, ihnen geweiht, und ich hatte dies nicht zu bereuen, denn ihre Gelehrigkeit, Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit entschädigten mich glänzend für meine Sorgfalt.

Sie wuchsen unter meinen Augen heran, und jeder neue Tag, den sie erlebten, war für mich ein neuer Tag des Glückes. Ich hatte nur noch Einen Wunsch, nämlich meinen Bruder wieder zu sehen, ihn zum Zeugen und Teilnehmer meines Glückes zu machen, ich sprach unaufhörlich von ihm, und auf meinen langen Spaziergängen mit meinen Kindern war er der Gegenstand unserer angelegentlichsten Unterhaltung. Aïla konnte sich des Weinens nicht enthalten, wenn sie sah, daß sich Thränen aus meinen Augen stahlen.

Nelleoni sagte dann immer: Tröste Dich, mein Vater, Du wirst Deinen Bruder, unseren Freund, wiedersehen; warte nur, bis ich groß und stark bin, dann werde ich den Stamm verlassen und Nelleo aufsuchen; ich werde ihm von Deinem Kummer erzählen, und ihn zurückbringen.

Armes Kind, er hat diesen Ort verlassen, und Nelleo ist zurückgekehrt!

Ich war der glücklichste der Sterblichen, aber ach! in kurzem war ich der unglücklichste durch den Verlust dessen, was mir das Liebste auf der Welt war.

Meine Tochter Aïla hatte ihr vierzehntes Jahr

erreicht, und Nelleoni war sechzehn Jahre vorbei, als man mir die Nachricht brachte, daß man auf der Ebene vier Weiße angetroffen und sie hieher gebracht habe. Das Andenken, das die ersten Europäer, welche bei uns gewesen, unter uns hinterlassen hatten, war eben nicht dazu geeignet, uns günstig für die neuen Ankömmlinge zu stimmen, auch war in der That eine Zeit lang davon die Rede, sie feindlich zu behandeln. Die natürliche Gutmütigkeit der Yulofi rettete sie jedoch aus aller Gefahr; man beschloß, sie in Frieden zu lassen unter der Bedingung, daß sie das Land innerhalb drei Tagen verlassen sollten. Da sie unsere Sprache nicht verstanden und es unmöglich war, sich ihnen verständlich zu machen, so führte man sie zu mir, in der Meinung, daß ich für jeden Europäer den Dolmetscher machen könne. Da ich nur Englisch konnte, so bediente ich mich dieser Sprache, jedoch ohne Hoffnung, mich verständlich machen zu können, denn ich weiß, daß in Europa wie in Afrika, jedes Volk seine eigene Sprache hat. Denkt euch mein Erstaunen, als ich sah, daß sie mich verstanden. Ich kannte dieses Volk von Kaufleuten, das die Meere mit seinen Flotten bedeckt, und das ich während meiner traurigen Gefangenschaft genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, eben von keiner rühmlichen Seite; doch wußte ich die unwilligen Regungen meines Innern zu unterdrücken; ich dachte, die Leute, welche ich jetzt vor mir hatte, können nicht für die Vergehungen ihrer Landsleute verantwortlich gemacht werden, und daß unter den Engländern auch edle Seelen zu treffen seien. Ich beschloß daher, eine edle Rache zu nehmen; ich konnte die Weißen verderben, wenn ich die Rache meiner Freunde gegen sie aufhetzte, ich that es nicht, ich nahm sie im Gegenteil unter meinen Schutz und bot ihnen mein Haus zum Aufenthalte an.

Sie nahmen dies Anerbieten mit einer Dank-

barkeit an, die mir aufrichtig schien, und baten mich zugleich, einige Reisegefährten zu retten, die sich in dem nahen Walde verborgen hielten. Ich beeilte mich, ihrer Bitte zu willfahren, und noch am nämlichen Abende brachten die Yulofi die Fremden zu mir, zu deren Aufsuchung sie sich ohne Verzug aufgemacht hatten. Es waren ihrer drei, ich ließ ihnen die nämliche Gastfreundschaft angedeihen, wie ihren Landsleuten, die ich noch nie jemanden versagte, und ich versäumte nichts, um ihnen den kurzen Aufenthalt in meiner beschränkten Wohnung so angenehm als möglich zu machen.

Den Abend vor ihrer Abreise ging ich, während sie ihre Vorbereitungen trafen, in Begleitung meines Sohnes und Aïlas aus und kam mit ihnen in ein Lieblingswäldchen, wo wir uns gewöhnlich unterhielten und meine Kinder sich am liebsten mit den Spielen ihres Alters beschäftigten. Ungefähr nach einer Stunde angenehmer Beschäftigung ließ ich Aïla und Nelleoni allein und kehrte nach Hause zurück, um meinen Gästen bei ihren Vorbereitungen zu helfen. Ihr Anführer sprach gegen mich die Besorgnis aus, welche ihm der Übergang über unsere hohen Gebirge verursachte, und ließ nicht undeutlich den Wunsch blicken, daß man ihm einige Mann eine Strecke weit zur Begleitung mitgeben möchte. Ich wollte ihm einen letzten Beweis meiner Aufopferung geben, und ging sogleich zur Königin, um bei ihr eine genügende Begleitung auszuwirken; nach langem Warten war ich glücklich, mir zwanzig Mann geprüfter Soldaten übergeben zu sehen. Mit diesen ging ich in meine Wohnung zurück, aber wie groß war mein Erstaunen, die Weißen nicht mehr zu finden!

Ich fragte meine Diener hierüber und diese sagten: Sie wollten nicht auf Euch warten, gleich als Ihr fort waret, entfernten sie sich mit der größten Schnelligkeit.

Ich schickte die Soldaten wieder nach Hause, und suchte die Beweggründe zu dieser schnellen Entfernung, die einer Flucht ähnlich sah, zu ergründen. Ich schrieb sie anfangs der Furcht zu, die sie vielleicht plötzlich befallen haben mochte bei dem Gedanken, daß sie mit den Yulofi, denen sie vielleicht immer noch nicht recht trauten, mehrere Meilen durch die Wüste zu machen hatten. Andere Vermutungen verdrängten diese, und es verging ein großer Teil des Tages, ohne daß ich die Absicht der Flüchtlinge erraten konnte. Müde des vergeblichen Suchens, unzufrieden über eine solche Flucht und entschlossen, nicht weiter an die undankbaren Gäste zu denken, ging ich dem Wäldchen zu, wo ich meine beiden Kinder gelassen hatte.

Ihr Zuruf hatte mir sonst jedesmal ihre Anwesenheit verkündigt, diesmal hörte ich nichts; dies Stillschweigen setzte mich in Erstaunen, ich ging schneller vorwärts und alles blieb fortwährend stumm um mich her, ich glaubte, Aïla und Nelleoni seien eingeschlafen, ich rief sie mehrere Male, allein vergebens; keine Antwort. Mein Herz schlug hörbar, als ich ins Wäldchen trat. . . .

Wie groß war mein Schrecken, meine Kinder nirgends zu sehen? Ich stand einen Augenblick gleichsam vernichtet; sodann faßte ich mich wieder, und musterte die Umgebung, indem ich meine vielgeliebten Kinder rief.

Ach! meine Stimme ermattete und erlosch, mit zerrissenen und blutenden Füßen durchlief ich Berg und Thal bis ans Ende des Tages und fand meine zärtlich geliebten Kinder nicht; ich kehrte heim, den Tod im Herzen. Als meine Gattin Balsimé unser Unglück erfuhr, klagte sie bitterlich, und meine Diener gingen weinend in die Wohnungen der Yulofi; in einem Augenblick teilte der ganze Stamm meinen Schmerz, und erhob sich in Masse, um die Räuber

nach allen Richtungen hin zu verfolgen, denn es war nicht mehr zu zweifeln, daß meine treulosen Gäste sich meiner Kinder bemächtigt hatten. Valsimé konnte ihren Kummer nicht ertragen, sie starb in meinen Armen, als sie sah, daß alle Nachforschungen nach unseren Kindern erfolglos waren.

Die Yulofi haben von diesem Tage an den Weißen unversöhnlichen Haß geschworen, und auf den Gipfeln ihrer Berge haben sie eingegraben: Verderben über die Weißen!

Auch ich hatte geschworen, gegen die Europäer unerbittlich zu sein, mein Bruder macht mich meinen Schwur vergessen. Ich habe seine Freunde zu mir genommen, und mich als ihren Beschützer erklärt.

Aber wenn der ganze Stamm sich gegen sie erhöbe, wäre ich zu schwach, sie zu schützen, sie sollen daher den Ausbruch des Sturmes nicht abwarten, sie werden ihm zuvorkommen, und klugerweise diese Gegend verlassen, wenn sie sich von ihren Strapazen erholt haben."

So schloß Aimaï seine Geschichte. Er dachte nun auf Mittel, Ernst und Duvernet vor aller Entdeckung zu sichern, und ihnen einen einfachen, aber mit allem versehenen Zufluchtsort zu verschaffen. Es herrschte Trauer unter ihnen, und man schied von einander, Besorgnis im Herzen.

Achtes Kapitel.

Die Gefahr. Der Krieg.

Als die zwei Brüder sich allein sahen, berieten sie sich über den Ausweg, den sie in dieser bedenklichen Lage nehmen wollten.

„Wir dürfen die Gastfreundschaft nicht mißbrauchen," sagte Duvernet, „die dieser gute Wilde uns auf Kosten seiner Ruhe angedeihen läßt; ich durchschaue den Edelmut und die Seelengröße des Mannes ganz; sähe er uns in Gefahr, er würde ohne Zögern sich für uns aufopfern. Wir wollen mit Tagesanbruch diesen Ort verlassen, dies ist mein Rat."

Ernst. Ich gestehe Dir, mein Bruder, daß es mich ziemlich ärgert, einen so weiten Weg umsonst gemacht zu haben; es ist sehr betrübend, ein Land verlassen zu müssen, das man nicht einmal kennen zu lernen Zeit hatte. Ich glaube, wir könnten der übeln Laune der Yulofi mit Erfolg Trotz bieten; wenn sie uns bedrohen und angreifen, werden wir uns mannhaft verteidigen, ich thue dies lieber, als daß ich mich zurückziehen sollte. Nelleo, sein Bruder und die Freunde des letzteren werden uns sogleich unterstützen; überdies, wenn Aimaï, welcher allein durch das Betragen einiger Europäer zu leiden hatte, uns nur nicht mit den Räubern seiner Kinder verwechseln will, so sehe ich nicht ein, warum die Yulofi darauf bestehen sollten, uns feindselig zu behandeln; ihre Zuneigung zu Aimaï war allein schuld an diesen energischen Maßregeln gegen die Fremden; die Zuneigung, die Aimaï bereits für uns hat, wird sie veranlassen, unserer zu schonen; sie können sich nicht weniger edel zeigen, als unser Gastfreund.

Duvernet. Wenn Aimaï einige Hoffnung hätte,

die feindseligen Gesinnungen der Yulofi gegen uns ändern zu können, hätte er uns dies gesagt; er hätte es sich am eifrigsten angelegen sein lassen, uns zu beruhigen. Ich wiederhole es, wir wollen die Wohlthaten eines tugendhaften Mannes nicht mißbrauchen, und nicht tollkühnerweise gegen ein ganzes Volk auftreten; die Yulofi verschmähen uns, gehen wir also anderswohin, um dort das Licht der Religion und der Civilisation zu verbreiten.

Ernst. Wohin denn aber? Sind wir noch nicht weit genug in Afrika eingedrungen?

Duvernet. Nelleo und sein Bruder werden uns in der Nähe einige Stämme bezeichnen, unter denen wir Gutes stiften können; von da aus sollen die Yulofi uns kennen lernen, und vielleicht rufen sie uns noch zu sich zurück.

Ernst. Dies ist eine beschränkte Vermutung; ich, für meine Person, sehe die Sache, wie sie ist, und ehrlich gesprochen, wir befinden uns in keiner beneidenswerten Lage; alle meine Hoffnungen sind zu Wasser geworden und ich sehe in der Zukunft bloß ruhmlosen Tagen entgegen. Gerade den Stamm der Yulofi könnten wir brauchen, weil dieser der mächtigste und geordnetste in dieser Gegend ist; hätten wir bei ihnen einmal festen Fuß gefaßt, so könnten wir von da aus leicht die benachbarten Stämme kultivieren; durch sie könnten wir alles, ohne sie haben wir kein Ansehen; alle unsere Anstrengungen werden fruchtlos sein.

Duvernet. Mein Bruder, Du schließest, wie ein Mensch, der vergißt, daß Gott gedeihen oder verderben läßt; er läßt es zu, daß unsere Pläne für jetzt gestört werden; er ist es, der auf dem wunderbarsten Wege uns über alle Hindernisse triumphieren lassen wird, wenn wir uns nur nicht blindlings in Gefahren stürzen. Nein, die Vorsehung verläßt uns nicht; sie

hat uns glücklich bis hieher geführt durch eine Menge von Gefahren; sei versichert, daß hier ihre Güte und Besorgnis nicht aufhören wird; ich vertraue auf sie, mein lieber Ernst, und ich unterwerfe mich ohne Klage den vorübergehenden Bedrängnissen, die uns noch in dem Augenblicke treffen, wo wir schon im Hafen zu sein glauben.

Ernst. Ich muß mich wohl Deinen Worten fügen und mich Deiner Leitung überlassen; ich gehe, wohin Du willst, ich folge Dir überall hin, ich habe Dir dieses vor dem Abgang aus unserem Vaterlande versprochen. Wir wollen immer vereinigt bleiben, so wird das Unglück, das uns trifft, uns weniger empfindlich sein.

Die beiden Brüder umarmten sich zärtlich, schliefen ein, und vergaßen die Gefahren, die ihnen drohten.

Zwei Stunden lagen sie schon in einem tiefen Schlafe, den die Strapazen in den vorhergehenden Nächten ihnen noch versüßten, als sie plötzlich von Nelleo geweckt wurden, der ganz erschrocken in ihr Zimmer trat und ihnen sagte: „Stehen Sie auf ... der Sturm bricht los ... Eine große Menge Yulofi kommt mit Tod drohendem Geschrei gegen diese Wohnung heran.“

Ernst und Duvernet waren bald auf den Beinen; auf ihre Fragen nach dem Grunde dieser großen Bewegung gab ihnen Nelleo die Antwort: „Ein Diener meines Bruders, der vorgeschickt wurde, um einen Freund seines Herrn hieher zu holen, kam vor einem Augenblick atemlos hergelaufen und sagte uns, daß Sie entdeckt seien. Zwei Yulofi, welche bei unserer Ankunft im Walde waren, benachrichtigten ihre Landsleute davon, und man beschloß, Sie während der Nacht aufzuheben. Es scheint, daß einige Soldaten der Königin sich an die Spitze der Wütenden gestellt haben, was die Gefahr bedeutend vergrößert. Mein

Bruder, den ich ganz zu Ihren Gunsten gestimmt habe, geht wirklich hinaus unter die Yulofi und sucht sie zu beruhigen. Es wird ihm aber nicht gelingen und bald wird diese Wohnung umzingelt sein. Ich habe den Auftrag, Sie an einen sicheren Ort zu bringen, wo Sie bleiben werden, bis es Ihnen möglich ist, zu entfliehen, was vorderhand schlechterdings nicht sein kann, denn dieser Wald ist bewacht, sowie auch die Zugänge zu den Gebirgen. Verlieren wir keine Zeit; folgen Sie mir. . . ."

Nelleo führte die beiden Brüder in ein dichtes Lustwäldchen, das nicht weit von dem Gebäude lag. Er räumte einige Erdschollen weg und hob vier Dielen auf, welche den Eingang zu einem tiefen Erdgewölbe verbargen, wohin er seine erstaunten Gefährten führte. Einige Minuten mußten sie auf einem unsicheren und gefährlichen Wege vorwärts schreiten, sodann hielt er vor einer Art Zelle, die von oben herab einiges Licht erhielt.

„Hier," sagte er, „müssen sie einige Zeit bleiben. In der Ecke rechts werden Sie Lebensmittel im Überfluß finden. Auf der anderen Seite steht ein Gefäß mit frischem Wasser. Hier, an diesem Platze habe ich in der Eile ein Lager bereitet, legen Sie sich ohne Furcht darauf. Sie werden drohendes Geschrei hören, allein Sie sind in Sicherheit."

Nelleo ging eilends davon und überließ die beiden Brüder ihren eigenen Gedanken.

Indessen befand sich Aimaï mitten unter der aufgeregten Menge.

„Liefere uns die Weißen aus, die Du in Deinem Hause aufgenommen hast," schrieen die Yulofi. . . . „Wir wollen Rache an ihnen nehmen für das Verbrechen, dessen ihre Brüder sich gegen Dich schuldig gemacht haben. Diese sind ebenfalls gekommen, um Verrat an Dir zu üben, um uns unsere Kinder zu nehmen."

„Nein," entgegnete Aimaï, „die Weißen, die ich in meiner Hütte aufgenommen habe, sind nicht von dem Stamm derer, welche mir Aïla und Nelleoni geraubt haben. Sie sind weder Kaufleute, noch Abenteurer; sie verließen ihr Vaterland, die schönste Gegend im Lande der Weißen, um uns Dinge zu lehren, welche unseren Vätern noch unbekannt waren. Der eine ist ein Diener des Hohenpriesters, der andere ein schöner junger Krieger. Lasset sie in Frieden, ich bürge für sie."

Der Haufe hörte diese Worte stillschweigend an, allein sie machten keinen Eindruck. Sie setzten sich in Bewegung, da die Soldaten dem Aimaï antworteten: „Die Königin hat uns befohlen, die Fremden festzunehmen, welche in ihr Land eingedrungen sind."

In wenigen Augenblicken wurden die Hütten Aimaïs umzingelt und ganz durchwühlt. Da die Yulofi die nicht fanden, welche sie suchten, erhoben sie sich gegen Aimaï und machten ihm die bittersten Vorwürfe.

„Du bist es, den wir rächen wollen, und Du hältst uns auf," schrieen sie von allen Seiten.

Aimaï antwortete nur: „Ja, ich allein bin der Beleidigte, deswegen habe ich auch allein das Recht, zu strafen. Die Rache gehört mir; ich schone der Unschuldigen, denen ich meine Thüre geöffnet habe; ihr müsset meine Gerechtigkeit billigend ansehen."

„Du hast geschworen," wiederholte der Haufen, „jeden Weißen, der sich hier zeigen würde, zu vernichten; was ist aus Deinem Schwur geworden?"

„Ich habe einen übeln Schwur gethan," sagte Aimaï, „und er reut mich; lieber will ich einen Schwur, den mir der Zorn eingab, brechen, als ihn halten und ein Verbrechen begehen."

Diese edle Sprache erbitterte die Yulofi noch viel mehr; sie zogen sich erst nach einigen Stunden

zurück und nahmen Nelleo mit sich fort, den sie der Verräterei beschuldigten.

Den folgenden Tag war die Bewegung unter dem ganzen Stamme aufs höchste gestiegen; die einen waren für Aimaï, die anderen verdammten ihn laut, und unter den letzteren waren gerade die Einflußreichsten und sogar die Königin selbst.

Aufs neue wurde die Festnehmung der Weißen befohlen, und abermals erschien eine zahlreiche Wache vor dem Hause Aimaïs, der mit dem vollen Zorn der Königin bedroht wurde, im Falle daß er sich weigern sollte, den Aufenthalt seiner Gäste anzuzeigen.

Allein er ließ sich durch diese Drohungen nicht einschüchtern; er begab sich selbst in den Palast der Königin und sagte in stolzem, aber doch ehrerbietigem Tone: „Ich bin in Euerer Gewalt, mächtige Königin; verfüget nach Belieben über mein Leben, es gehört Euch; aber zwingt mich nicht zu der ehrlosen Handlung, zwei brave Männer zu verraten, die es gut mit unserem Volke meinen, die an meinem Tische gesessen und unter meinem Dache geschlafen haben. Ehe Ihr sie verdammt, gebet zu, daß man sie hört, daß man sie aus ihren Handlungen kennen und beurteilen lernt. Lasset sie, von Eueren Soldaten bewacht, unter uns bleiben; ist ihre Aufführung tadelhaft, so strafet sie; zeigt es sich aber, daß sie gekommen sind, um dem Volke, das Ihr beherrschet, wertvolle Kenntnisse beizubringen, so belohnet sie und nennet sie Freunde."

Indessen dauerte die Bewegung unter dem ganzen Stamme fort. Man erwartete die Entscheidung der Königin ängstlich. Die Freunde Aimaïs begannen einige Hoffnung zu schöpfen, sie hatten sich schon vereinigt, um auf Mittel zu sinnen, ihn aus der Gefahr zu ziehen, als plötzlich eine traurige Nachricht der Sache eine andere Gestalt gab, und ihre Absichten wunderbar förderte.

Ein Neger von einem benachbarten Stamme kam herbeigelaufen mit der Nachricht, daß Krieg ausbrechen werde und daß die grausamen und mächtigen Brimoren mit ihren Bundesgenossen in eiligem Anmarsche begriffen seien, um die Yulofi und ihre Freunde zu überfallen.

Diese Nachricht, welche durch Boten von allen den Stämmen, die unter dem Schutze der Yulofi standen, bestätigt wurde, verbreitete allgemeine Bestürzung. Das Volk vergaß die Fremden, griff zu den Waffen, und verlangte laut einen Anführer, der würdig wäre, sie gegen Feinde zu führen.

Die Königin ließ eiligst den Aimaï rufen und sagte zu ihm: „Eine dringende Gefahr bedroht uns. Der wilde Stamm der Brimoren ist im eiligen Anmarsche begriffen; erwarten wir sie, so setzen wir uns allem möglichen Unglück aus nnd müssen zum mindesten die Zerstörung unserer Ernten und den Brand unserer vereinzelten Häuser mit ansehen. Das Volk steht unter Waffen, es verlangt einen Anführer, der ihm Vertrauen einflößt; ich habe Euch zu seinem Führer auserſehen und ich zweifle nicht daran, daß Ihr den Feind zurückschlagen werdet. Vor dem Abmarsch könnet Ihr den Weißen, die Ihr aufgenommen habt, ankündigen, daß sie in Frieden unter uns leben können."

Als man hörte, daß Aimaï das Heer führen werde, erschallte ein anhaltendes Freudengeschrei in der ganzen Umgegend. Jeder rühmte die Stärke des Anführers, und niemand zweifelte am Siege.

Indessen gingen die Freunde Nelleos aus ihrem Versteck hervor; sie durften nun frei hingehen, wo sie mochten und sich mitten unter dem Volke zeigen. Beim Anblicke der Kriegsrüstungen auf allen Seiten dachte Ernst, daß die Gelegenheit günstig wäre, um sich durch Teilnahme an dem Kampfe gegen die Brimoren

Achtung und Anerkennung unter den Yulofi zu erringen. Er bot daher Aimaï seine Dienste an, der sie mit Freude annahm und ihm das Kommando über einen Teil seiner Leute zusagte. Da es an Waffen fehlte, so ließ er sogleich alles Gepäcke, das er bei Jano zurückgelassen hatte, herbeiholen, und noch vor Nacht sah er sich im Besitz eines kleinen Waffenmagazins. Er machte dem Aimaï ein Geschenk mit einem schönen Degen, und verteilte unter die übrigen Führer alle Waffen, die er hatte. Dieser Edelmut gewann ihm die Achtung der Yulofi, die von diesem Augenblick an allen Haß und alle Rachsucht gegen ihn und seinen Bruder fahren ließen.

Am Abende dieses Tages verlangte die Königin, die Fremden zu sehen. Geführt von Aimaï gingen diese nach ihrer Wohnung, in Begleitung mehrerer Neger, die eine Menge seltener Gegenstände trugen, die den Beifall der Königin erhalten mußten.

Die beiden Brüder erstaunten nicht wenig, regelmäßige Straßen und Gebäude anzutreffen, die größtenteils so hübsch waren, als die des Aimaï. Beim Eintritt der Nacht war alles auf den Beinen, und ein Blick auf die Menge, die sich auf dem Wege drängte, belehrte sie, daß sie sich inmitten eines mächtigen und zahlreichen Volkes befanden. Kaum konnten sie vor der Menge vorwärts schreiten. In der Nähe der königlichen Wohnung angekommen, konnten sie ungehinderter gehen, denn mehrere Wachen hielten den Andrang der Menge ab und stellte auf allen Seiten Ordnung her.

Am Thore des Palastes erwartete sie eine Abteilung nicht übel bewaffneter Soldaten, deren jeder mit einer Art von Leuchter versehen war, bei deren Glanz die beiden Brüder die Bauart des königlichen Palastes in Augenschein nehmen konnten. Man konnte dem Gebäude diesen Namen wohl geben, denn es

war in der That schön und geschmackvoll gebaut. Überdies war es sehr ausgedehnt und das Ganze bildete eine Residenz, derer würdig, welche das Volk beherrschte.

Das Innere entsprach der Außenseite; und der Glanz, der dort herrschte, zeigte unseren Wanderern, daß sie sich unter keinem so gar rohen Volke befänden.

Die Königin, genannt Osmalie, stand in der Blüte ihrer Jugend. Auf ihrem Gesicht thronte Güte, und ihre Augen strahlten Weisheit und Verstand. Ihr Anzug war einfach, und sie saß auf einer Art Ottomane, umgeben von einer Menge Greise, ihre gewöhnlichen Ratgeber.

Sie empfing die beiden Brüder mit Anmut, richtete viele Fragen an sie, und ihre Antworten, die Nelleo ihr übersetzte, befriedigten sie offenbar. Ihre Geschenke nahm sie freudig an und versprach ihnen, alle ihre Wünsche zu erfüllen, so lange dieselben den Landesgesetzen nicht zuwiderlaufen würden.

Die beiden Brüder baten nun um die Gnade, unter ihrem Volke bleiben zu dürfen, dem sie neue Kenntnisse mitteilen wollten, und versprachen, das beste ihres Landes fördern zu wollen.

Die Königin lächelte gütig und erklärte, daß sie immer zu ihrem Schutze bereit sei. Hierauf ließ sie ihnen einige Erfrischungen reichen und zog sich zurück. Sie sahen sich nun unter den Greisen allein, die den Gästen Aimaïs ebenfalls alle Achtung und Gewogenheit bezeigten.

Endlich schied man gegenseitig ganz befriedigt.

Duvernet sagte beim Schlafengehen zu seinem Bruder: „Zweifelst Du noch, mein lieber Ernst, an der Güte und Macht der Vorsehung? Gerade in dem Augenblicke, wo alles verloren schien, hat sie uns aus der Gefahr gezogen. Jetzt sind wir gerettet; ja, bald werde ich mich diesen Menschen, die vor einigen

Stunden noch unseren Tod wollten, mitteilen können. Setzen wir, mein Lieber, unser Vertrauen immer auf den Herrn, er wird unsere Arbeit segnen und unsere Mühe mit Erfolg krönen."

„Ich zweifle durchaus nicht mehr daran," antwortete Ernst; „diesen Morgen noch war ich verfolgt, gehetzt wie ein wildes Tier, und ehe die Sonne sich zum Untergang neigte, hatte ich meine Freiheit wieder und den Rang eines Anführers dazu. Ich werde mir, glaub' sicherlich, mein gutes Glück zu nutze machen; ich werde bestimmt in dem bevorstehenden Kriege mir meine Generalsepauletten verdienen, ich will unseren Negern zeigen, wie ein Weißer, und überdies ein Franzose sich schlägt."

„Während Du Dich schlägst," antwortete Duvernet, „werde ich den Gott der Heerscharen bitten, Euch Sieg zu schenken; an Dir, Ernst, ist es, Deine künftigen Waffengenossen von allen unvorsichtigen Unternehmungen zu bewahren. Erst vor einem Augenblick hat Aimaï erklärt, daß er Dich öfters um Rat fragen werde, denn er hat einen hohen Begriff von Deinem Mut und Deinen Kenntnissen. Du kannst ihm in der That sehr viel nützen, und den Triumph seines Volkes bewirken helfen."

„Sei ganz ruhig, Ernst wird seine Pflicht als braver Mann thun."

„Ich wünsche den Triumph dieses guten Volkes innig; und ich hoffe, bei euerer Rückkehr ein begeistertes „Te Deum" singen zu dürfen."

Neuntes Kapitel.

Der Kampf.

Am anderen Morgen erhob sich Ernst sehr frühe von seinem Lager und stellte sich an die Spitze der ihm untergebenen Yulofi. Es waren dies vierhundert Mann, eine schöne, kampfgerüstete Abteilung; sie begrüßten ihren neuen Anführer mit lautem Zuruf, und als Aimaï ihnen denselben vorstellte, stießen sie ein lang dauerndes Jubelgeschrei aus, welches von den Weibern, Kindern und Greisen wiederholt wurde, die beim Abmarsche des Heeres herzugeeilt waren.

Man setzte sich um vier Uhr morgens in Marsch, und nach einem dreistündigen Eilmarsch durch Thäler und über Berge sah man sich in der Nähe der Brimoren.

Aimaï, der das Ganze kommandierte, bestieg einen kleinen Hügel, an dessen Fuße die Truppen standen, und hielt eine Rede voll Feuers, die mit Begeisterung aufgenommen wurde; nie war Aimaï Ernst größer und edler erschienen, als in diesem Augenblick; und als er ihn vom Hügel herabsteigen sah, trat er zu ihm, und wünschte ihm Glück.

„Der Sieg ist unser,“ sagte er, „und Sie haben ihn ohne einen einzigen Schwertstreich gewonnen.“

„Ich wage es noch nicht, mir mit einem so guten Erfolge zu schmeicheln,“ entgegnete Aimaï; „Ihr Rat und Ihr Mut kann mehr wirken, als meine Rede. Ich habe versprochen, Sie bei diesem Zuge nicht zu schonen, und Ihnen Gelegenheit zu verschaffen, sich vor den Augen der Yulofi auszuzeichnen; ich halte mein Wort, und, ohne Zeit zu verlieren, mögen Sie die Stellung des Feindes auskundschaften und die Vorhut bilden .... Sehen Sie ... die Brimoren zeigen sich allmählich auf den benachbarten

Höhen; wir müssen sie aus dieser furchtbaren Stellung vertreiben und uns einen vorteilhaften Schlachtplan bilden. Gehen Sie ungesäumt, mein Bruder wird Sie begleiten."

Ernst war hoch erfreut über den gefahrvollen Auftrag, der ihm wurde, setzte sich an die Spitze seiner Abteilung, und marschierte vor den Augen der aufmerksamen Yulofi gerade auf den Feind zu.

Niemand zweifelte daran, daß er nicht zurückgeschlagen werde, und seine Soldaten selbst schienen einen Augenblick zu straucheln, aber seine edle Haltung ermutigte sie nach und nach; und am Fuße der Berge, welche die Brimoren besetzten, angekommen, erhoben sie ein anhaltendes Geschrei, welches alle benachbarten Echos wiederholten.

Die Brimoren wollten die Verwegenen, die in so kleiner Anzahl sie anzugreifen wagten, zurücktreiben; sie spannten alle ihre Bogen, und empfingen die Soldaten Ernsts mit einem Hagel von Pfeilen. Dieser hatte ihnen befohlen, ja nicht zu weichen, und der Erste unter den vordersten stieg er den Berg hinan; im Angesicht eines tausendfachen Todes erstieg er den Gipfel. Mit gezücktem Degen stürzte er hierauf auf die Feinde, indem er ein Siegesgeschrei erhob. Seine Soldaten, durch sein Beispiel hingerissen, folgten ihm, indem sie dasselbe Geschrei wiederholten und gleich ihm zu Helden wurden; die Brimoren, erstaunt über eine solche Kühnheit, verteidigten sich nicht lange, ergriffen bald die Flucht und ließen fünfzig Tote zurück.

Die Yulofi wollten sie eilends verfolgen; Ernst hielt sie zurück und belehrte sie, daß man nicht bloß kühn, sondern auch klug zu Werke gehen müsse.

„Wir haben für den Augenblick genug gethan," sagte er, „wir würden uns ohne Gewinn für unser Heer ins Verderben stürzen, wenn wir die Flüchtlinge bis auf ihr Gebiet verfolgen wollten."

Aimaï, der mit seinem ganzen Heere Zeuge von Ernsts That gewesen war, näherte sich ihm eilends, umarmte ihn und sagte: „Ihnen gehört das Kommando über diese braven Soldaten; ich bin kaum wert, unter Ihren Fahnen zu fechten; und ich übergebe Ihnen hiemit das Recht, sie zum Siege zu führen.“

Ernst weigerte sich, das Anerbieten Aimaïs anzunehmen, und begnügte sich, seinen Rat zu erteilen, den man aufmerksam befolgte, und man kann sagen, daß das Treffen, welches kurz darauf geliefert wurde, ganz unter seiner Leitung vor sich ging. Man schlug sich auf beiden Seiten mit unglaublicher Erbitterung; Aimaï that Wunder der Tapferkeit und erhielt mehrere Wunden. Ernst, der nicht von ihm wich, erhielt zwei Pfeilschüsse in den linken Arm, was ihn jedoch nicht hinderte, einen Hauptstreich auszuführen, der das Schicksal des Tages entschied.

Als er die Hartnäckigkeit des Feindes sah, und fürchtete, die Hitze der Yulofi möchte nicht zu zügeln sein im Angesichte der furchtbaren Feinde, die immer neue Verstärkungen erhielten, zog er seine Leute zusammen, und kündigte ihnen an, daß sie ihm zu einem neuen Triumphe folgen sollten. Bei dieser Ankündigung schlugen die Herzen seiner Krieger gewaltig, und, entschlossen, zu siegen oder zu sterben, folgten sie ihm mit freudigem Vertrauen.

Ernst wandte sich nach einem Gehölze zu seiner Rechten, und marschierte darin eine ganze halbe Stunde fort; er umging hierauf einen sehr hohen Berg, der ihn den Augen der Feinde entzog, und rückte so in der Stille, ohne gesehen zu werden, achthundert Schritte weit vor.

Er gönnte seinen Leuten einige Augenblicke Ruhe, dann brach er plötzlich hervor, warf sich mit seiner ganzen Macht von hinten auf die Brimoren und

verbreitete unter ihnen allgemeinen Schrecken. Mit Blitzesschnelle überfallen, hatten die Feinde nicht mehr Zeit, sich gegen ihre unerwarteten Angreifer zu wenden. Es entstand Verwirrung unter ihnen, sie verloren allen Mut und fingen unaufhaltsam nach allen Seiten zu fliehen an. Man verfolgte sie nach allen Richtungen hin, und richtete eine große Niederlage unter ihnen an. Indessen nahm Ernst Besitz von dem Lager, wo die Sieger große Mundvorräte vorfanden. Man brachte die Nacht in der Nähe des Schlachtfeldes zu; aber am folgenden Tage war der Stamm schon von dem Siege in Kenntnis gesetzt; Aimaï hatte Boten abgesandt, welche die Nachricht davon aller Orten verbreiteten; und das siegreiche Heer traf auf seinem ganzen Marsche eine Menge Verbündeter und Freunde, welche in die Hände klatschten und ein Freudengeschrei erhoben.

Die Königin erwartete sie am Eingang des Ortes, den wir oben ihre Hauptstadt nannten; sie empfing Aimaï mit vielen Glückwünschen, aber dieser edle Anführer sagte ihr, daß aller Ruhm des Tages Ernst gehöre: dieser suchte sich umsonst der Lobsprüche zu erwehren, mit denen man ihn überhäufte; das ganze Heer bestätigte durch lauten Zuruf die Aussage seines Führers.

Bald waren die Heldenthaten des jungen Franzosen in der Ferne bekannt, und sein Name wurde der Schrecken der feindlichen Stämme. Man feierte ein Fest, zu dem alle verbündete Neger eingeladen wurden, und Ernst war die Hauptperson desselben.

Aimaï hatte sich nach diesem Siege in die Einsamkeit zurückgezogen; diese wollte er nicht mehr verlassen, nicht einmal, um seine Belohnung für den Sieg zu empfangen.

„Ich verließ meine Zurückgezogenheit nur," sagte er, „wenn mein Vaterland meine Dienste verlangte;

nun, da es von der Gefahr befreit, da es freudig ist und triumphiert, kann ich wieder meine Kinder beweinen, die mir geraubt wurden."

Der liebevolle Priester, der dem Bruder Nelleos die lebhafteste Aufmerksamkeit widmete, entschloß sich, zu ihm zu ziehen, um ihn in seinem Leiden zu trösten. Er nahm das Anerbieten, eine der Hütten zu beziehen, an, während Ernst sich mitten unter dem Stamme ansässig machte, wo die Königin ihm eine der schönsten Wohnungen überließ.

Nelleo hatte schon das Haus seines Vaters bezogen; jeden Morgen verließ er es, um sich zu Duvernet und seinem Bruder Aimaï zu begeben; mit ihnen brachte er einen Teil des Tages zu, er begleitete sie auf ihren Spaziergängen und nachher mischte er sich unter seine Landsleute, um sie für die Verkündigung des Evangeliums vorzubereiten.

Duvernet glaubte, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, den Yulofi die Wahrheiten unserer heiligen Religion vorzutragen; er wußte, daß dieses Volk sehr an seinem Kultus hing, der sich auf eine mehr oder weniger treue Beobachtung des natürlichen Gesetzes beschränkte, ebensogut wußte er auch, daß die Königin sich förmlich gegen jede Neuerung in Glaubenssachen bei ihren Unterthanen erklärt hatte, und daß man jeden Yulofi scheel ansehen würde, der die Gebräuche seiner Väter vernachlässigen würde, um die der benachbarten Stämme zu beobachten. Sogar Nelleo hatte es, trotz der Achtung, die sein Bruder genoß, viele Mühe gekostet, sie seine Bekehrung zum Christentum vergessen zu machen. Man hörte ihn gerne von dem katholischen Glauben sprechen; aber als er mit dem Vorschlag hervortrat, daß seine Freunde denselben annehmen sollten, ließen sich augenblicklich drohende Worte hören. Er fuhr aber dessenungeachtet fort, die Bekehrungsversuche, die er unter-

nommen hatte, eifrig fortzusetzen, und nach und nach ebnete er unserem jungen Apostel die Bahn.

Dieser wollte, ehe er sich an das Volk wendete, einige der angeseheneren Yulofi bekehren, und machte bei Aimaï den Versuch, ihn dem Irrglauben zu entreißen, in dem das ganze Volk befangen war. War Aimaï Christ, so zog er unfehlbar mehrere andere Hauptpersonen, vielleicht gar die Königin selbst, nach sich; dann war alles leicht, und der ganze Stamm mußte in kurzem dem Beispiel seiner Oberen folgen.

Duvernet that alles, um den, der sich für ihn und seinen Bruder aufgeopfert hatte, für Jesum Christum zu gewinnen; wir werden in den folgenden Kapiteln sehen, ob Gott ihm seine Mühe und seinen Eifer mit Erfolg krönte.

Zehntes Kapitel.

Sitten der Yulofi.

Duvernet hatte an Aimaï einen kostbaren Freund gefunden, der ihn in das häusliche und öffentliche Leben der Yulofi einführte; unter seiner Begleitung kam er bei dem ganzen Stamme herum, und der Anblick einer glücklichen Bevölkerung trug nicht wenig dazu bei, seine Hoffnung zu nähren, daß er das Glück dieser Leute befördern und ihren Wohlstand vergrößern könne. Der Ort, wo die Königin ihren Sitz genommen hatte, zeichnete sich durch Fruchtbarkeit und durch eine schöne Aussicht aus; rings um ihren königlichen Wohnsitz erhob sich eine beträchtliche Anzahl regelmäßig und äußerst hübsch gebauter Hütten; jedes Haus hatte seinen sorgfältig angebauten Garten; in

diesem versammelte sich am Ende des Tages die Familie, um zu plaudern und die Frische des Abends zu genießen, bis die Stunde der Ruhe herbeikam.

Die Yulofi waren in drei Klassen eingeteilt: die der Häuptlinge oder Herren war die erste, unter ihnen waren auch einige Priester, die alle Vorrechte der Häuptlinge genossen; die Ackersleute, welche zugleich Jäger und Holzhauer waren, bildeten die zweite und zahlreichste Klasse; die dritte bestand aus den Handwerkern. Diese verschiedenen Klassen erzeigten einander gegenseitige Achtung; und da es von dem obersten Häuptling abhing, zu erhöhen oder zu erniedrigen, je nachdem Tugend und Verdienst einem Ansprüche auf Ehrenstellen gaben, so konnte keiner sich über seine Stellung beklagen, und es stand jedem einzelnen offen, sich um die glänzendsten Ämter zu bewerben.

Jeder Yulofi besaß eine große Strecke Landes, und man sah den als ehrlos an, der das Feld seiner Vorfahren verkaufte oder vernachlässigte.

Aimaï machte seinen Gast auf die arbeitsame und ehrbare Lebensweise seiner Landsleute aufmerksam, und indem er ihm die fruchtbaren Ebenen, die Maniokfelder und Baumwollenpflanzungen zeigte, sagte er zu ihm: „Auf diese Weise üben die Yulofi ihren Fleiß, sie durchziehen nicht, wie Ihr Europäer, die ganze Welt, um ihre Habsucht zu befriedigen. Sehen Sie, wie schön dieses Land ist! Sehen Sie sich nach einem unangebauten Fleck um, Sie werden keinen finden. Die Einwohner unterließen nichts, womit sie der Natur nachhelfen, und die vom Himmel weniger begünstigten Landstriche fruchtbar machen konnten; die Yulofi können um ihre Wohnungen herum keinen unnützen Boden sehen; sie sparen nicht Arbeit, nicht Mühe, um die unfruchtbarsten Plätze urbar zu machen. Zu diesem Zwecke haben sie mehrere Kanäle durch

die Thäler gezogen, um trockenes Land zu bewässern und die Sümpfe auszutrocknen. Nicht weit von hier war ehemals eine sandige Ebene, in der nichts wuchs; aber durch das Wasser, das man dorthin leitete, und durch angestrengten Fleiß wurde daraus eine unserer fruchtbarsten Ebenen."

Duvernet hörte Aimaï mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und als dieser schwieg, bestürmte er ihn mit Fragen und bat ihn, ihm noch länger von einem Volke zu erzählen, das ihn so sehr ansprach und für dessen Wohl er gerne sein Leben geopfert hätte. Er lenkte nun das Gespräch auf das Christentum, und von heiligem Eifer entflammt sprach er mit Begeisterung von den Wohlthaten unserer Religion; seine feurige Rede drang zu dem Herzen des Negers, der ihn oft mit dem Ausruf unterbrach: „Was Sie mir da sagen, ist wunderbar! Die Religion, deren Segnungen Sie mir auseinandersetzen, wäre schon längst die meinige, wenn sie nicht die der Weißen wäre; aber wie kann ich den Gott derer lieben, die mir meine Kinder geraubt, welche das Glück eines armen Negers zerstört und die heiligsten Rechte der Menschheit mit Füßen getreten haben! Nein, ihr Glaube kann nie der meinige, noch der meines Stammes werden; wir lieben Sie und Ihren Bruder, weil ihr gut seid, und weil ihr gemeinschaftliche Sache mit uns gemacht habet, aber das ist kein Grund für uns, das Unglück zu vergessen, das sie über uns gebracht haben, und das sie unter alle bringen, deren Land sie berauben wollen."

Duvernet belehrte hierauf den Aimaï, daß das Christentum die Stütze des Friedens und der Einigkeit sei, und daß die Europäer, welche sich grausam und habsüchtig zeigten, von ihren bösen Leidenschaften getrieben werden und nicht durch die Religion Jesu Christi. Er citierte ihm die schönsten Stellen des

Evangeliums, wo der Herr allen denen, die in das Himmelreich kommen wollen, Liebe und Frieden prediget. Er lehrte ihn die wahren Christen von denen unterscheiden, welche aus der Gemeinschaft der von Jesu Christo gegründeten Kirche getreten seien. Er sagte ihm, daß die Engländer, welche seine Gastfreundschaft so schnöde mißbraucht haben, sowie auch die, welche ihn früher in die Sklaverei geschleppt haben, zu dieser Sekte gehören. Er kam hierauf auf die Tröstungen zu sprechen, welche die Religion betrübten Herzen bietet, und die Rede, die er sofort hielt, war Balsam auf die Wunden Aimaïs. Das Herz des guten Negers wurde weich, er senkte sein Haupt in seine Hände und weinte.

„Die Wohlthaten Euerer Religion sind nicht für mich; als unglücklicher Vater werde ich mit Trauer in die Grube fahren, mit dem betrübenden Bewußtsein, daß ich mich nicht einmal der Tröstungen erfreuen konnte, die Sie mir bieten und die ich nicht annehmen darf. Ach! warum mußte ich andere Christen außer Ihnen kennen lernen! Wie glücklich ist mein Bruder, daß er, gleich Ihnen, ein Jünger Jesu Christi ist, der auf die Erde gekommen ist, um die Menschen mit seinen Wohlthaten zu überhäufen! Aber sprechen wir nicht mehr davon; lassen Sie mir meinen Kummer und mein Leiden; wollen Sie, daß ich glücklich sei und Ihren Gott anbete, so geben Sie mir Aïla und Nelleoni, meine innig geliebten Kinder, wieder!“

Der Priester drang nicht länger in ihn, und erwartete geduldig, bis der Herr das Herz seines Freundes rühren und seine Seele den Wahrheiten öffnen würde, die er noch nicht fassen konnte; er leitete deshalb die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand, und ließ sich über die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten der Yulofi unterrichten, die er ganz

kennen lernen wollte, ehe er ihre Bekehrung unternehmen wollte.

Aimaï gab ihm folgende Aufschlüsse über die Lebensweise der Mitglieder des Stammes, bei dem er seinen Aufenthalt genommen hatte.

„Die Yulofi," begann er, „erfreuen sich seit langer Zeit eines Ansehens in dieser Gegend, das man ihnen umsonst zu entreißen suchte; die Gesetze, denen sie mit bewundernswertem Eifer gehorchen, und die Einigkeit, die unter ihnen herrscht, sind die Stütze ihres dauernden Glückes; sie bekümmern sich wenig um das, was außer ihnen vorgeht, und der, welcher den Stamm verläßt, um sich anderswo niederzulassen, geht aller Ansprüche an die Achtung seiner Landsleute verlustig. Mein Bruder hatte in den ersten Monaten nach seiner Rückkehr viel zu leiden; seine Tugend und seine ehrenvolle Aufführung konnten ihm allein für seine lange Abwesenheit Verzeihung auswirken. Die Yulofi sind allein im Schoße ihrer Familien wahrhaft glücklich; oft bilden sie auch unter sich kleine Gesellschaften und unterhalten sich gemeinschaftlich in ihren Hütten oder im Freien, aber immer nur nach beendigter Arbeit.

Den Fischfang lieben sie sehr; aber die Jagd ist ihr Lieblingsvergnügen, und in der ganzen Umgegend kennt man sie als die geschicktesten Jäger. Die Musik ist die einzige Kunst, die sie, jedoch sehr unvollkommen, treiben; wir haben mehrere gefeierte Sänger, und mein Bruder nimmt den ersten Platz unter ihnen ein. Ich weiß nicht, woher sie die sanften und rührenden Weisen lernten, die man jeden Abend von ihnen hören kann. Auch von außen her sind sie gesucht; wenn bei den benachbarten Stämmen ein Fest sein soll, so holt man hier die Musiker, sie sind es, die bei allen Lustbarkeiten obenan sitzen und die Fröhlichkeit erhalten. Ich will mich nicht bei der

Beschreibung aller der Feste aufhalten, welche bei uns gefeiert werden, Sie werden Gelegenheit haben, ihnen selbst beizuwohnen und sie nach Bequemlichkeit mit anzusehen.

Nächst der Musik ziehen die Yulofi das Laufen und Ringen allen anderen Unterhaltungen, die Jagd ausgenommen, vor. Ihre Lebensart trägt viel zur Stärkung ihres Körpers bei, denn sie sind nüchtern, ohne Hunger oder Durst zu leiden; bei ihren Übungen halten sie Maß und Ziel, und diese tragen, in Verbindung mit ihrem natürlichen Frohmut, zur Erhaltung ihrer Gesundheit bei, die selten durch Sorgen und Kummer untergraben wird, woran die so häufig zu leiden haben, die ihr Leben unter Entbehrungen hinbringen. Sie leiden nie Mangel; sind ihre Ernten unzureichend, was aber sehr selten der Fall ist, so finden sie im Walde überflüssige Nahrungsmittel. Nie werden sie die Leidenschaften bewegt sehen, welche die Weißen zu großen Verbrechen antreiben; sie lieben den Frieden, und ihre größte Sorge ist, die unschuldigen Freuden mäßig zu genießen, die sie einander unter sich zu bereiten wissen. Diese Liebe zur Ruhe hindert sie jedoch keineswegs, sich im Kampfe mutig und furchtbar zu zeigen, wie Sie ja bereits selbst gesehen haben.

Unter sich fangen sie selten Streit an, sie suchen sich die allgemeine Achtung durch ein würdiges und edles Betragen zu erwerben, da dies das Mittel ist, zu Ämtern zu gelangen, was unter denen, die nach Würden trachten, eine rühmliche Nacheiferung bewirkt. Alle machen es sich zur Aufgabe, die Wahrheit zu sagen oder zu schweigen, und die jungen Leute werden strenge bestraft, wenn man sie auf einer Lüge ertappt, wodurch sie bei Zeiten daran gewöhnt werden, die Wahrheit zu sagen oder zu schweigen: „Ja“ und „Nein“ sind ihre gewöhnliche Versicherung. Ihre Schwüre

halten sie aufs gewissenhafteste, und thun nie einen unbedachterweise; ich selbst verging mich nur ein einziges Mal gegen dieses Gesetz, und Sie wissen ja, wie schwer ich es zu büßen hatte."

Aimaï kam hierauf auf die Religion der Yulofi zu sprechen. „Es herrschen unter uns," sagte er, „schwere Irrtümer. Wie unter allen Negern Afrikas, so sind auch unter uns Fetischanbeter; die andere Hälfte, und dies sind die aufgeklärteren, betet das große Wesen an, dem alles in der Welt untergeordnet ist und das Leben verdankt; dieses Wesen hat nicht seinesgleichen und ist ewig. Einige Yulofi sehen die Sonne für den besonderen Gott und Beherrscher des Erdballs an, den wir bewohnen; diese glauben, daß dieses Gestirn allem, was existiert, Bewegung gebe und daß wir ihm alle Produkte der Erde zu verdanken haben. Noch eine Menge anderer Meinungen herrschen unter den Negern; die Glaubensmeinungen sind vielfach verschieden, doch bringen sie keine Unordnung in die Stämme, noch stören sie das gute Vernehmen unter den Familien im geringsten. Unter unseren Verbündeten existiert eine ziemlich zahlreiche Sekte, welche glaubt, über uns seien luftartige Wesen, die wir nicht sehen können, weil sie aus zu feinem Stoffe bestehen. Die Weisesten unter dieser Sekte rühmen sich, die Bewohner der Elementargegenden durch Gebet und mysteriöse Opfer sichtbar machen zu können; wir halten diese Behauptung für Aberwitz und Faselei. Die wilden und grausamen Stämme der entfernteren Gebirge haben schreckliche Glaubensmeinungen, welche viel Unglück verursachen und allen ihren Freuden im Wege stehen; die unseren sind einfach und mild und unsere Sitten werden dadurch besser; wir haben keine widernatürlichen Opfer.

Zwei unserer religiösen Gebräuche machen den

Yulofi besonders viele Freude: Das Fest der Adoption der Kinder und das Fest der Erstlinge.

Jenes wiederholt sich von drei zu drei Monaten und dauert immer drei Tage. Haben die Kinder das siebente Jahr erreicht, so führen zur Zeit des Festes die Eltern dieselben auf den öffentlichen Platz; der Priester stellt sie der Ordnung nach, nach ihrem Alter, und ruft jedes einzelne laut beim Namen in Gegenwart der Königin, welche der Versammlung beiwohnt. Sodann muß jedes einzelne sich dreimal vor dem „Großen Wesen" beugen und der Priester kündigt ihnen an, daß das Vaterland sie als Kinder annehme. Hierauf wird ein Bogen und eine Art Degen über ihre Häupter hingehalten, um ihnen anzuzeigen, daß sie eines Tages zu ihren Waffen greifen müssen, wenn der Dienst des Vaterlandes es erheischt. Nach diesem treten die Mütter hinzu und drücken einen Kuß auf die Stirne ihrer Kinder; sodann führen sie dieselben unter dem Gesang und Freudengeschrei des Volkes in ihre Hütten zurück, wo ein bescheidenes Festmahl ihrer wartet.

Den folgenden Tag versammeln sich die Kinder aufs neue; man stellt verschiedene Spiele unter ihnen an, wobei sie ohne Unterschied der Geburt alle unter einander sind, um ihnen zu zeigen, daß sie Brüder seien. Man verteilt Kronen unter die Sieger, die sie am Abende über ihrem Lager aufhängen, als die erste Trophäe in ihrem Leben. Den dritten Tag versammeln sie sich nochmals, die Greise des Stammes erheben sich und geben ihnen jeder einen Rat. Gleich darauf beginnen die Lustbarkeiten.

Das Fest der Erstlinge findet statt, sobald es reife Früchte giebt. Man bringt diese großen Wesen das zum Dank für die Nahrung, die es den Menschen und allen lebenden Menschen giebt, indem es die Erde fruchtbar macht, und alle ihre Produkte zeitig

werden läßt. Die Königin selbst hebt diese Früchte zuerst gen Himmel empor; jeder Yulofi folgt ihrem Beispiel, hierauf beginnen die Tänze und die übrigen Lustbarkeiten.

Dies ist im Auszug die ganze Geschichte von den Sitten und Gewohnheiten der Yulofi. Die christliche Religion, sowie Sie mir dieselbe geschildert haben, würde das Glück dieses Landes für immer befestigen und die Fehler, die noch unter uns herrschen, ausrotten; sie würde unsere Glücksumstände auf einen geraderen und sichereren Wege fördern, als unsere Waffen; sie würde unsere Feinde bezwingen und die grausamen Ströme bändigen, die uns umgeben; sie würde das Unterpfand eines ewigen Friedens in unserem Lande sein; allein ich muß Ihnen bestimmt erklären, daß dieselbe auf diesem Boden nie festen Grund fassen wird; ich habe bei meiner Rückkehr von den englischen Besitzungen meine Landsleute gegen sie verwahrt, und auch jetzt werde ich bestimmt nicht, wie Nelleo, die Notwendigkeit predigen, dieselbe anzunehmen. Ich habe Ihnen schon gesagt, um welchen Preis ich in meine Bekehrung willigen werde."

Duvernet erwartete von dem Herrn und der Zeit eine Änderung in Aimaïs Entschluß, und in dieser Hoffnung hütete er sich wohl, die beharrliche Weigerung desselben zu eifrig zu bekämpfen. Auch gegen die übrigen Yulofi beachtete er große Vorsicht, deren Freund und Wohlthäter er erst werden wollte, ehe er ihr Bekehrer wurde. Nach einem Jahre besuchte er alle Negerfamilien, und fand hier auf den ersten Blick, daß Aimaï, in seinem Enthusiasmus für die Einrichtungen seines Vaterlandes ihm viele Blößen verborgen hatte, die allein durch die Religion und Civilisation gedeckt werden könnten. Er drang ins Innere der Hütten und fand hier vielen Schmerz, von dem er selbst keine Vermutung gehabt hatte; er

erkannte, daß er sich sehr oft durch eine verführerische Außenseite hatte blenden lassen, und er fand Veranlassungen genug zur Ausübung seiner Wohlthätigkeit. Er tröstete die Niedergeschlagenen und schaffte den Kranken Linderung, denn er verstand die Heilkunde sehr gut und hatte sich vor seiner Abreise aus Europa lange Zeit mit dem Studium der Medizin beschäftigt. Die Neger sind, wie die Araber, leidenschaftliche Bewunderer solcher Personen, welche die körperlichen Leiden zu lindern und zu entfernen verstehen, und von jeher standen die Ärzte hoch in ihrer Achtung; es ist daher kein Wunder, daß unser junger Missionär sich in kurzer Zeit die allgemeine Achtung und Zuneigung erworben hatte. Durch seine glücklichen Kuren drang sein Ruf bis zu den fernsten Stämmen, und mehr als einmal sah man Neger große Reisen unternehmen in der Absicht, ihn um Rat zu fragen und zu den Kranken zu führen, für die sie seine Hilfe erflehten. Gerührt durch die Bitten dieser Leute, die so weit herkamen, ging er mit ihnen, aber nie ohne die Begleitung einer Anzahl Yulofi, denn diese hielten zu viel auf ihn, als daß sie zugegeben hätten, daß er sich allein unter so wenig bekannte Völkerstämme wagte.

Der Neger, der nächst der Königin die höchste Stelle einnahm, erkrankte gefährlich und er war so glücklich, ihn zu retten, und dies machte ihn mehr als alles andere bei dem Volke beliebt und gab ihm großes Ansehen. Dieses benützte er dazu, die Gesetze des Landes zu vervollkommnen, und dieselben unmerklich denen des Christentums näher zu bringen. Die Königin, welche ihn, sowie auch Ernst, in allen Sachen um Rat fragte, nahm ohne Anstand die Reformen, die er vorschlug, an. Von ihm gingen mehrere sehr nützliche Gesetze aus, welche den Zweck hatten, das allgemeine Beste zu fördern; immer weise untersuchte und prüfte er sorgfältig die Ursachen zu

Uneinigkeiten, Kriegen und anderen Übeln, welche die Menschen gewöhnlich treffen und ganze Völkerschaften ins Verderben stürzen, und er fand, daß unter diesen Völkern, wie in unseren civilisierten Staaten diese Übel gemeiniglich von Zorn, Ehrsucht und Unthätigkeit herrührten.

Zorn und Ehrsucht verleiten die Menschen größtenteils, sich über andere zu erheben und sie meistern zu wollen. Um den Unordnungen, welche durch die beiden Leidenschaften entstehen, vorzubeugen, zwang er der Königin das Zugeständnis ab, daß nur das Verdienst mit Würde und Ruhm zu krönen sei.

Ein Gesetz erklärte solche der Ehre unwürdig, den Namen der Yulofi zu führen, die sich dem Müßiggange ergäben. Wer nicht krankheits- oder altershalber untüchtig war, mußte einen bestimmten Teil des Tages arbeiten; die übrige Zeit war für anständige Unterhaltung bestimmt. Einige wollten sich bei der Königin über dieses neue Gesetz beklagen, erhielten aber die Antwort: „Ich stimme mit dem weißen Priester darin überein, daß ein arbeitsames Leben mehr Freude macht, und daß der Körper dabei weniger entnervt und stärker wird. Der Geist wird durch eine vernünftige Übung angenehm beschäftigt, ohne durch Sorgen, Leiden und Kummer belästigt zu werden. Die Zerstreuung, welche auf die Arbeit folgt, erquickt und erfrischt Leib und Seele, die Ruhe belebt und stärkt sie wieder. Wenn man sich so mit dem Guten beschäftigt, hat man nicht Zeit, an das Böse zu denken und gerät nicht in die Laster, zu denen Müßiggang führt. Ich hatte bei der Aufstellung dieses Gesetzes, über das ihr euch beklaget, das Beste meines Volkes im Auge; ich werde es kräftig handhaben, und die, welche sich weigern, zum allgemeinen Besten das Ihrige beizutragen, müssen das Land räumen.“

Eine große, jedoch noch unvollständige Veränderung ging nun unter dem ganzen Volke vor sich. Die gesellschaftlichen und häuslichen Tugenden entwickelten sich rasch; das Alter kam in Achtung, und die Jugend gewöhnte sich frühzeitig an ein ehrerbietiges Benehmen gegen ältere und erfahrenere Leute. Unmäßigkeit wird in jeder Beziehung strenge bestraft, weil dieselbe Leib und Seele verderbt, und das Gegenteil von dem bewirkt, was die Tugend hervorbringt, die Leib und Seele in einem schönen ruhigen Zustande erhält.

Die Königin hielt gewissenhaft auf die Befolgung der Verordnungen, welche sie gab; die Hindernisse wurden unmerklich weggeräumt, und die Zahl derer, welche sich ihren Plänen widersetzten, war sehr unbeträchtlich; denn wenn auf der einen Seite diese Gesetze den Schlechten unangenehm waren, so hatten sie auf der anderen Seite den Beifall der Guten, weil sie gerecht und wohlthätig waren.

Der französische Missionär war also glücklich in den Reformen, die er unternahm; eine einzige und zwar die allerwichtigste, schlug ihm fehl. So oft er den Versuch machte, das Christentum an die Stelle der herrschenden Religion zu bringen, mißlang es ihm; seine Bemühungen und Belehrungen blieben fruchtlos; eine geheime Gegenpartei, die sich heimlich gegen ihn und seinen Bruder gebildet hatte, bestärkte die Yulofi in ihrer Weigerung. An ihrer Spitze standen einige Häuptlinge, die es ungern sahen, daß zwei Fremdlinge eine so ehrenvolle Stellung bei dem Stamme einnahmen. Diese Menschen unterwarfen sich stillschweigend den neuen Gesetzen, welche die Königin in so bestimmtem Tone gab, aber sie blieben unversöhnliche Feinde des Christentums, da in dieser Beziehung die Königin auf ihrer Seite war.

Diese Fürstin bewunderte zwar das Schöne an

unserer heiligen Religion, allein sie verweigerte ihre Einführung unter den Negern, in der Überzeugung, daß sie große Unordnungen veranlassen würde; und hierin ließ sie sich ganz von dem Einflusse der verborgenen Feinde Ernsts und seines Bruders leiten. Man verdächtigte bei ihr die Annahme des Christentums als eine Art Zinsbarkeit gegen die Europäer oder wenigstens als einen Beweis der Verbindung mit ihnen. Duvernet versuchte es umsonst, sie über diesen Punkt zu beruhigen; sie blieb standhaft bei ihrem ersten Entschluß, und wenn der weiße Priester ihr zu sehr zusetzte, sagte sie zu ihm: „Aimaï ist der weiseste und am besten unterrichtete Neger meines Stammes, warum haben Sie ihn nicht bekehrt? Er ist Ihr besonderer Freund, er hat alles für Sie gethan, und noch jetzt würde er gerne sein Leben für Sie opfern; woher denn seine Weigerung, die Religion der Weißen anzunehmen? Alle Ihre Versuche sind bei ihm fehlgeschlagen, weil er das Christentum für das Verderben meines Volkes hält; es gelang Ihnen nicht, ihn vom Glauben seiner Väter abzubringen, seien Sie versichert, daß Sie die Yulofi nicht bekehren können, sie werden Ihren rührenden Ermahnungen unaufhörlich die Weigerung von Nelleos Bruder entgegensetzen. Sie haben, wie ich, ein großes Vertrauen in Sie, allein so lange er fest bei seinem Glauben bleibt, werden Sie uns unerschütterlich finden."

Duvernet sah nicht ohne Bitterkeit auf diese beharrliche Weigerung eines Volkes, dem er sein ganzes Wohlsein weihte; dennoch verließ ihn sein Mut nicht; er fuhr fort, sein heiliges Werk zu verfolgen, und er hatte beschlossen, einen Plan zur Ausführung zu bringen, den nur die größte Menschenliebe ihm eingeben könnte, und von dessen Gelingen der Erfolg seiner Mission abhing.

Elftes Kapitel.

Die Aufopferung.

Aimaï hatte gesagt: „Geben Sie mir meine Kinder wieder, so will ich ein Christ werden.“

Diese oft wiederholten Worte hatten Eindruck auf Duvernet gemacht; dieser eifrige Priester dachte lange auf Mittel, Aïla und Nelleoni den Händen ihrer Räuber zu entreißen und sie in die Arme ihres untröstlichen Vaters zurückzubringen, aber er fand kein sichereres Mittel, diesen Zweck zu erreichen, als sich selbst auf den Weg zu machen. Das hieß unstreitig sich großen Gefahren aussetzen; vielleicht blieben sogar alle Nachforschungen umsonst, dessenungeachtet ließ sich der edelmütige Gast Aimaïs nicht einschüchtern.

Eines Tages, als er seinen Freund trauriger und niedergeschlagener als gewöhnlich sah, ging er zu Ernst und sagte zu ihm: „Mein Bruder, bisher waren meine Versuche, die Yulofi von ihren Irrtümern zurückzubringen, vergeblich. Die Achtung, deren wir uns hier erfreuen, konnte uns nichts nützen, sobald es sich darum handelte, unserem Glauben den Sieg zu verschaffen; groß und klein, alles weigert sich, den Heiland der Welt kennen zu lernen und anzubeten; ein tiefer Groll macht sie der Religion der Europäer unzugänglich, und wenn ich nicht einen Entschluß ausführe, den Du vielleicht einen tollkühnen nennst, so müssen wir auf das Glück verzichten, die Yulofi sich vor dem Kreuze niederwerfen zu sehen.“

Ernst. Ich werde Dich nachher fragen, was Du vor hast, aber vorher will ich Dich beruhigen. Nicht ohne große Freude wirst Du vernehmen, daß wir nahe daran sind, vollkommen zu triumphieren;

die Yulofi sind zwar noch keine Christen, aber sie werden es in kurzem sein. Ist Dir bekannt, mein lieber Bruder, daß mein Ansehen gar nicht unwichtig ist? Ich bin diesem Stamme ein wertvoller, unentbehrlicher Anführer geworden; ich kommandiere das ganze Heer; ich habe zwar einige Neider, aber ich habe dafür eine Unzahl ergebener Anhänger. Noch heute, wenn ich will, kann ich Gewalt brauchen und alles muß sich meinen Wünschen fügen.

Duvernet. Deine Worte, Ernst, betrüben mich; Du hast einen schlimmen Begriff von der Art, wie ein Christ den Bekehrer machen soll. Wie? Du sprichst von Gewalt, um ein edles Volk zur Annahme unserer Religion zu zwingen! Aber weißt Du denn gar nicht, daß die Religion Jesu eine Religion des Friedens ist, und daß sie alle ihre Triumphe der Überzeugung verdanken muß? Wir sind nicht hieher gekommen, um Unruhe und Verwirrung unter die Yulofi zu bringen und sie zu meistern, sondern um sie zu lieben, sie glücklich zu machen und sie die so milden Gesetze des heiligen Evangeliums kennen zu lehren. Hüte Dich, mein Bruder, mir je wieder mit so etwas zu kommen.

Ernst. Du hast recht, ich bin zu ungeduldig, und ich gestehe, daß ich zu hitzig zu Werke gehe; das ist die Gewohnheit der Militärs, sie sind hitzig und gar nicht höflich. Du magst nach Belieben handeln; ich habe aus den Yulofi gute Soldaten gemacht, versuche Du es, sie zu eifrigen Christen zu machen, ich wünsche dies von ganzem Herzen, und gewiß werden Nelleo und ich uns alle Mühe geben, Dir zu beweisen, daß wir an dem guten Erfolge Deines heiligen Unternehmens nicht wenig Anteil nehmen. Ich bitte Dich nun, mir Deinen Plan mitzuteilen.

Duvernet. Du kennst den Beweggrund, der den weisen Aimaï abhält, zum Christentum überzutreten;

er hat geschworen, nicht eher Einer der Unsrigen zu werden, bis er seine unglücklichen Kinder wieder habe; nichts in der Welt kann ihn von diesem Entschluß abbringen, und wir müssen auf die Bekehrung der Yulofi verzichten, die in allem ihn zum Muster nehmen, wenn es mir nicht gelingt, seinen Wunsch zu befriedigen und Aïla und Nelleoni zu ihm zurückzubringen.

Ernst. Deine Absicht ist sehr lobenswert, aber ich halte es ohne weiteres für unmöglich, den Wunsch Aimaïs zu erfüllen; wer kann uns sagen, wo seine Kinder sind?

Duvernet. Vielleicht sind sie noch in den englischen Kolonien in Afrika.

Ernst. Dies ist nicht wahrscheinlich; und wenn es auch der Fall wäre, wer wollte es denn wagen, die lange Strecke, die uns vom Meere trennt, zu durchreisen? Wer möchte sich einer Menge von Gefahren aussetzen, und aufs ungewisse hin zwei junge Neger aufsuchen, die sich im Gefolge mehrerer Abenteurer befinden.

Duvernet. Ich werde alles daran setzen, um sie wieder aufzufinden.

Ernst. Du!

Duvernet. Ja, mein Bruder, und meine Handlung wird Deinen Beifall erhalten; gelingt es mir, so ist ein ganzes Volk gerettet, und dem besten der Väter Freude und Glück wieder gegeben! Wenn meine Nachforschungen und Bemühungen erfolglos sind, wenn ich unterliege, so habe ich doch den Trost, wenigstens alles gethan zu haben, was in meinen Kräften stand; ich kann dem Aimaï zeigen, daß ich nicht unerkenntlich bin, und daß, wenn englische Christen es wagten, die heiligsten Rechte der Menschheit zu verletzen, ein katholischer alles daran setzte, ihr Unrecht wieder gut zu machen.

Ernst. Da Dein Entschluß feststeht, so kann ich nichts thun, als Dich zur Vorsicht auf Deiner beabsichtigten langen Reise zu ermahnen. Ich werde Dir einige entschlossene Männer mitgeben, an deren Spitze sich Nelleo stellen soll. Wann gedenkst Du abzureisen?

Duvernet. Längstens in vierzehn Tagen.

Ernst. Da kannst Du noch Zeuge der Heldenthaten unserer braven Yulofi sein.

Duvernet. Solltest Du auf Krieg sinnen?

Ernst. Ein furchtbarer Feind, der sich durch eine blutige Niederlage nicht einschüchtern ließ, hört nicht auf, unseren Zorn zu reizen. Die Brimoren, wie Du weißt, haben wiederholt mehrere Einfälle in das Gebiet des Stammes gemacht und mehrere Wohnungen in Brand gesteckt. Die Königin, immer zur Nachsicht geneigt, hörte die Entschuldigungen ihrer Gesandten gütig an, und wollte ihr Betragen verzeihen; allein nun ist es nicht mehr möglich, ihren Übermut länger zu ertragen. Erst heute abend erfuhren wir wieder, daß sie aufs neue Einfälle gemacht, und sich einer großen Anzahl Herden bemächtigt haben. Man muß den Gewaltthätigkeiten dieses grausamen Volkes, das die Milde nicht rührt, ein Ziel stecken, und zur Beruhigung der ganzen Gegend müssen die Yulofi ihm die Mittel, je wieder Unheil zu stiften, abschneiden. Die Königin hat mich von ihrem Plane unterrichtet, und in wenigen Tagen greife ich die Brimoren an der Spitze meiner Truppen an, die ich bisher nach meinen Wünschen organisieren konnte. Aimaï weiß ohne Zweifel von diesem Entschluß, denn die Königin verschweigt ihm nichts.

Duvernet versprach, das Ergebnis des Feldzuges abzuwarten, ehe er sich auf den Weg begäbe, und ging zu Aimaï, den er nicht so betrübt als gewöhnlich antraf. Er fragte ihn um den Grund hievon.

Aimaï antwortete ihm: „Ich bin deswegen nicht so traurig, weil mir eine sehr angenehme Neuigkeit zu Ohren gekommen ist. Der Krieg beginnt wieder und Ihr Bruder wird in kurzem gegen die Brimoren ziehen. Unsere Königin schickte, während Sie fort waren, einen ihrer Räte zu mir, und ließ mich fragen, ob ich diesen Plan billige. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche Antwort ich ihr sandte: ich halte den Krieg gegen diese unsere blutdürstigen Feinde für unvermeidlich, und in diesem entscheidenden Streite, der bevorsteht, werde ich Gelegenheit finden, auf rühmliche Weise den schmerzlichen Erfahrungen dieses Lebens zu entgehen. Ich werde zum letzten Male unter den Fahnen Ihres Bruders für mein Vaterland fechten, ich werde ihn bitten, mich nicht zu schonen, mich mitten unter die Gefahren zu schicken und mir einen ehrenvollen Tod auf dem Felde der Ehre zu erwerben. Ja, mein Freund, ja, ich werde diese Gegend nicht mehr sehen. Sie werden allein diese Hütten bewohnen, die ich Ihnen als einen Beweis meiner Zuneigung überlasse. Von den siegreichen Yulofi verlangen Sie meinen entseelten Körper und legen ihn in das Grab, das ich unter einer dieser Lauben graben werde. Meinen Grabhügel bedecken sie mit Rasen und bepflanzen ihn mit Blumen, und kommen Sie täglich und setzen sich darauf und sprechen mit meinem Schatten ... Nein, Sie verlassen diese Gegend nicht, schwören Sie mir das; Sie erwarten meine Aïla und meinen lieben Nelleoni, denn sie kehren vielleicht zurück und nehmen die natürliche Wohnung ein. Wenn sie daselbst Aimaï nicht mehr finden, so sollen sie wenigstens einen Freund finden, der sie tröstet und ihnen oft von meiner Liebe zu ihnen erzählt ..."

Diese mit lebhafter Rührung gesprochenen Worte rührten den Priester. Er warf sich in die Arme

Aimaïs und rief aus: „Nein, mein Freund, nein; Du darfst nicht sterben. Du wirst auf Deine Kinder warten, denn in kurzem sollen sie Dir wieder geschenkt werden, ich habe die süße Gewißheit davon; Du darfst Ernst nicht in den Krieg begleiten; Dein Vaterland wird nicht zugeben, daß Du in Deinem Alter Dich den Gefahren auf dem Schlachtfelde aussetzest. Es ist Deines Rates noch zu bedürftig, als daß es zugeben könnte, daß Du Deiner Hitze unbedachtsam folgest. Du wirst für dasselbe, für uns und vor allem für Deine Kinder leben, denn ich wiederhole es Dir, sie sollen Dir wieder geschenkt werden."

Aimaï. Schon lange schmeicheln Sie mir mit dieser Hoffnung, und noch ist mein Sohn und meine Tochter nicht wieder erschienen. Wer sollte sie doch hieher zurückbringen können? Wer sollte sie wieder finden und in meine Arme legen können, ehe ich sterbe?

Duvernet. Das will ich thun; ich werde diesen Stamm gleich nach Beendigung des Krieges verlassen, und geleitet von Deinem Bruder und einigen gutgesinnten Yulofi werde ich Deine geliebten Kinder, deren grausamen Verlust Du beweinst, den Händen der Engländer entreißen. Sind sie nicht mehr in Afrika, so werde ich mich nach Europa einschiffen, ich werde sie unter jedem Volke, in jeder Stadt suchen; ich werde, wenn es not thut, die ganze Welt durchziehen, um sie wieder zu gewinnen. Ja, mit Hilfe meines Gottes habe ich die Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen und Dich in Deinem Alter zu trösten.

Aimaï mußte bei diesen edelmütigen Worten nur staunen. Einen Augenblick zweifelte er an dem Ernste derselben, aber als Duvernet ihn versicherte, daß er entschlossen sei, zu gehen, und daß sein Entschluß unerschütterlich sei, da strömten seine Thränen, er ergriff die Hand des edelmütigen Predigers und sagte: „Kann ich ein solches Opfer annehmen? Mache

ich mich nicht eines Verbrechens schuldig, wenn ich zugebe, daß Sie sich für mich einer Menge Gefahren aussetzen? Ich bin der Vater, ist es nicht meine Pflicht, mein Leben an die Wiederauffindung meiner beweinten Kinder zu setzen? Ist es recht, wenn ich Sie um einen Privatzweck, um mein Bestes zu fördern, der Zuneigung der Yulofi entziehe, deren Wohlthäter Sie geworden sind? Wenn Sie gehen, so werde ich folgen; denn ich will nicht, daß das Volk mir einst den Vorwurf mache, daß ich Sie für meine Zwecke aufgeopfert habe."

Duvernet beruhigte die Besorgnisse Aimaïs und sagte: „Deine Jahre erlauben Dir nicht, mich zu begleiten, und Du sollst mich hier erwarten, denn ich werde zurückkehren. Dringe nicht länger in mich; Du kannst meinen Entschluß nicht ändern. Von heute an suche Deine alte Ruhe zu gewinnen, öffne Dein Herz der Hoffnung und bis zu meiner Abreise zeige mir bloß ein fröhliches Gesicht. Wenn ich Dich glücklich sehe, wird mein Mut sich heben, und mein Eifer, Dir zu dienen, wird größer werden."

Der Neger gab keine Antwort. Mehrere Male führte er die Hand des weißen Priesters an seine Lippen. Seine Thränen strömten reichlich und seine Augen waren zum Himmel emporgerichtet.

Nach einigen Augenblicken feierlichen Stillschweigens fiel er auf die Kniee und rief aus: „Gott der Christen, segne die Bemühungen Deines Priesters; laß ihn mit meinen vielgeliebten Kindern hieher zurückkommen, und Du sollst mein Gott sein! und die Yulofi sollen Deine Diener werden!"

Er erhob sich nach diesem Gelübde und ging mit Duvernet aus. Sie gingen in die Thäler hinab und unterhielten sich mit einander über das Vorhaben, dessen guter Erfolg bei den so großes Glück versprach.

Zwölftes Kapitel.

Die Nachstellungen. Der Zug gegen die Brimoren. Der Sieg.

Während Ernst mit den Rüstungen zu dem bevorstehenden Kriege beschäftigt war, gaben die Feinde, die ihm sein Glück zugezogen hatten, sich alle Mühe, denselben zu hintertreiben, um ihm die Gelegenheit abzuschneiden, sein Ansehen durch neue Triumphe zu befestigen. Ihr Haß hatte im stillen von Tag zu Tag zugenommen. Da sie keine offene Gewalt brauchen durften, so hatten sie zur List ihre Zuflucht genommen, einer oft so furchtbaren Waffe in den Händen schlechter Menschen. Sie hatten ihm mehrmals Nachstellungen bereitet, denen er aber durch Hilfe der Vorsehung bis jetzt immer mit seltenem Glücke entgangen war. Statt aber sich durch das Fehlschlagen dieser ersten Versuche entmutigen zu lassen, waren sie nur desto verwegener und unversöhnlicher geworden, bei der Nachricht von dem bevorstehenden Feldzuge hatten sie sich versammelt und waren darüber eingekommen, den Bruder Duvernets auf die Jagd zu locken und ihn da zu töten.

Ernst ging richtig in die Falle; aber sein Mut rettete ihn in dem verhängnisvollsten Augenblicke seines Lebens. Angegriffen in dem Augenblicke, da er sich am wenigsten versah, und wo er noch ganz ermüdet war von der Verfolgung eines wilden Tieres, das soeben unter seinen Streichen gefallen war, verteidigte er sich mit einer Entschlossenheit und Gewandtheit, die einigen seiner Gefährten Zeit gab, zu seiner Hilfe herbeizueilen. Nun entstand erst ein hitziger und blutiger Kampf, und der junge Franzose

hätte endlich doch der Mehrzahl unterliegen müssen, wenn nicht sein Mut und außerordentliches Glück ihn wunderbarerweise gerettet hätten. Einen schlimmen Ausgang des zu lange dauernden und zu ungleichen Kampfes besorgend, stürzte er sich, den Degen in der Faust, mitten unter seine Mörder, brach sich reißend eine Bahn und traf den Haupträdelsführer des Komplotts tödlich. Augenblicklich verbreitete sich Schrecken unter seinen Feinden, und sie ergriffen die Flucht; aber sie konnten der Rache seiner Gefährten nicht entgehen. Bloß zwei derselben kamen mit dem Leben davon, und Ernst selbst war es, der sie rettete. Von diesem Augenblicke an waren diese zwei seine ergebensten Soldaten.

Beim Stamme vernahm man nicht ohne Schrecken die Nachricht von der hinterlistigen That, deren Opfer der junge Weiße hätte werden sollen. Jeder beeilte sich, ihm sein Bedauern darüber auszudrücken. Mehrere Tage hindurch sprach man von nichts, als von der Unerschrockenheit, die er im Augenblick der Gefahr bewiesen hatte, und das war den Yulofi eine neue Bürgschaft für den guten Erfolg des Feldzuges.

Indessen wurden von allen Seiten die Kriegsrüstungen fortgesetzt. Die verbündeten Stämme waren ebenfalls in Bewegung, und das ganze Land war in Erwartung eines großen Schlages, dessen Folgen von so großer Wichtigkeit sein sollten. Ernst, der schon längst einen neuen Streit mit den Brimoren vorausgesehen hatte, hatte nichts unterlassen, um sich den Triumph zu sichern, wenn der Augenblick des Kampfes gekommen sein würde. In seiner freien Zeit hatte er mehrere Maschinen erfunden, welche die Bestimmung hatten, die Geschütze der europäischen Truppen zu ersetzen, und er versprach sich hievon große Erleichterung. Aber sein Hauptaugenmerk hatte er auf die militärische Organisation des Stammes gerichtet.

Er hatte die Systeme der französischen Truppen in Anwendung gebracht, und bereits konnte er auf den Mut und die Gewandtheit seiner Soldaten zählen. Besondere Mühe hatte er sich gegeben, die kräftigsten und verständigsten unter den jungen Yulofi zum Waffenhandwerk heranzubilden, in der Absicht, aus ihnen ein Infanteriecorps zu errichten, und diese hatte er bis zur jüngsten Zeit beständig in Atem erhalten.

Es war ein großer Tag, an dem diese jungen Soldaten von der Heimat schieden, um gegen den Feind zu ziehen. Noch nie hatte man bisher eine so schöne Ordnung, einen solchen Mut, und eine so lobenswerte Begeisterung gesehen. Man konnte ihn einen Festtag nennen, und das war er auch in der That, denn keiner, der Ernst an der Spitze der Armee sah, zweifelte an dem guten Erfolge.

Nelleo erhielt ein wichtiges Kommando. Auch Aimaï wollte eine Abteilung führen, und nur die wiederholten dringenden Bitten Duvernets und seiner Freunde konnten ihn davon abhalten.

Als die Truppen alle vor der Königin aufgestellt waren, hielt der junge General, wie es gebräuchlich war, eine kraftvolle und ermutigende Rede an sie, und wandte sich nun nach den Bergen, begleitet von den Segenswünschen des ganzen Volkes. Ehe er tiefer in die Berge eindrang, verstärkte er sein Heer mit allen den Truppen, die von den benachbarten Stämmen zu ihm stießen, und deren Mut dem seiner eigenen Soldaten gleich kam. Das Gerücht von seinem Anmarsch verbreitete jähen Schrecken und der ganze Landstrich, den er durchziehen mußte, war von den Feinden der Yulofi geräumt. Ungehindert durchzog er das ganze Land, bis er bei einer berühmten Ebene, Stamelli genannt, ankam. Dieses Terrain war von Natur sehr schön und fruchtbar; es gefiel

ihm sehr, und er entschloß sich, hier vorderhand ein Lager zu schlagen.

Die Bewohner der Ebene, schon seit langer Zeit erklärte Feinde der Yulofi, sahen es mit Grimm, wie ihre Feinde sich auf ihrem Grund und Boden festsetzten. Ohne sich durch die imponierende Ordnung der Yulofi und ihrer Verbündeten erschrecken zu lassen, versammelten sie sich auf allen Seiten zum Streite. In weniger als vier Tagen hatten sie ein Corps von zwölftausend Mann beisammen, die mit verachtender Miene gegen ihn anrückten, den sie auf den ersten Angriff zu verjagen gedachten. Ernst, welcher ihren Plan durchschaute und ihre Vereinigung zugelassen hatte, um sich nicht so oft mit ihnen schlagen zu müssen, sondern sie auf einmal besiegen zu können, nahm alle Maßregeln als umsichtiger Feldherr. Er stellte sein Heer links von einem Walde neben einem ziemlich tiefen Bache auf; zu seiner Rechten hatte er einen Hügel, den er mit einer auserlesenen Schar besetzte; in seinem Rücken ließ er eine große Tranchèe vom Bache an bis zum Hügel aufwerfen. Den Eingang zum Lager befestigte er bloß mit einigen seiner selbsterfundenen Kriegsmaschinen, welche die Artillerie einigermaßen ersetzten; die Wachsamkeit und der Mut seiner Leute mußten das übrige zur Verteidigung dieser Seite thun. Als er der Feinde ansichtig wurde, schickte er ihnen einige Abteilungen seiner Hilfsvölker, mit Pfeilen und Keulen bewaffnet, entgegen. Sie hatten den Befehl, die Vordersten anzugreifen, den Kampf einen Augenblick fortzusetzen und sich sodann allmählich zurückzuziehen, bis sie ihre Gegner in die Nähe des Einganges zum Lager gelockt hätten. Dies wurde pünktlich befolgt.

Die Feinde, welche im Anfange bloß Leute vor sich sahen, gegen welche sie schon mehrmals mit Erfolg gestritten hatten, empfingen sie mutig, und mit

einem Blick der Verachtung auf ihre kleine Anzahl glaubten sie dieselben durch ihre Übermacht leicht erdrücken zu können. Diese dagegen gaben, als sie den ungestümen Andrang des Feindes sahen, demselben unmerklich Feld, bis sie ihn in die Gegend locken konnten, wo Ernst seine Maschinen aufgestellt hatte. Hier öffneten sie plötzlich ihre Reihen und in demselben Augenblicke empfing die Feinde ein Hagel von Steinen; die Maschinen, eine Art Wurfmaschinen, spielten ebenfalls und schleuderten von allen Seiten Balken, welche den Tod unter ihre Reihen trugen. Verblüfft durch diese kräftige Aufnahme warfen die Bewohner der Ebene die Waffen weg und ergriffen die Flucht, wobei einer den anderen drängte. In dieser Unordnung griffen die Yulofi sie entschlossen an, und ließen nicht eher ab, bis sie dieselben gänzlich zerstreut hatten; sie wollten von keiner Schonung wissen, allein Ernst hielt sie zurück und begnügte sich damit, eine Anzahl Gefangener zu machen, die er sogleich nach dem Teile seines Lagers schickte.

Nach dieser Niederlage entschlossen sich alle Bewohner der Gegend, sich den Yulofi zu unterwerfen, an deren Spitze ein Weißer stände, der ihnen eine so ernstliche Lektion gegeben hätte. Ernst, der sie gewinnen wollte, um ohne Furcht unter ihnen auftreten zu können, that alles, was in seiner Macht stand, ihre Unterwerfung zu beschleunigen; um sie günstig zu stimmen, stellte er nach einigen Tagen den größten Teil der Gefangenen, die er sehr menschenfreundlich behandelte, auf freien Fuß. Diesen trug er auf, ihren Landsleuten zu sagen, daß er nicht gekommen sei, um sie zu vernichten, oder sie aus ihrem Lande zu verjagen, sondern allein sie für ihre früheren Einfälle zu züchtigen, und ihnen jetzt die Freundschaft und den Schutz der Yulofi anzutragen.

Diese friedlichen Äußerungen brachten bald die

von Ernst beabsichtigte Wirkung hervor, denn nach einigen Tagen kamen von allen Seiten her Abgesandte zu ihm, die, auf beliebige Bedingungen hin, ein Bündnis mit ihm schließen wollten. Er stellte sehr annehmbare Bedingungen und forderte bloß einigen Tribut an Hirse, Maniok und anderen Früchten und Mundvorrat zur Unterhaltung seines Heeres. Die Bewohner der Ebene hatten nicht erwartet, so leichten Kaufes davon zu kommen, und unterwarfen sich daher seinen Bedingungen willig; sie brachten eine große Menge aller möglichen Lebensbedürfnisse in das Lager; eine große Anzahl anderer äußerte den Wunsch, sich an das Heer anzuschließen und unter dem General zu fechten, der von einem anderen Weltteil hergekommen sei. Man erfüllte ihren Wunsch gerne und diese Verstärkung erhöhte das Vertrauen des jungen Anführers.

Indessen zeigten sich die Brimoren nicht; wußten sie wohl nichts von dem Anmarsch der Yulofi, oder thaten sie bloß, als wüßten sie nichts davon, um sie in irgend eine Falle zu locken? Ernst entschied sich für die letztere Vermutung und entschloß sich, selbst auf Entdeckung auszugehen. Er teilte den Führern der Truppen seinen Vorsatz mit, überließ das Lager ihrer Vorsicht, nahm zweihundert auserlesene Männer mit sich und setzte sich am folgenden Tage sehr frühe in Marsch. Am anderen Ende der Ebene traf er auf ein sehr hohes Gebirge, auf dessen Gipfel er gelangte, indem er einen sehr engen Weg passierte, den er durch fünfzig Mann bewachen ließ. Hierauf zeigte sich ein zweites, noch höheres Gebirge; er bemächtigte sich eines sehr wichtigen Durchganges, den er der Wachsamkeit und dem Mute eines Teiles seiner Leute überließ, und gefolgt von dem Rest seiner Leute verfolgte er seinen Weg weiter. Das Gebirge ward von einem Walde bedeckt, dessen Bäume außerordentlich

schön waren, aber sehr dünne standen und wenig Unterholz hatten, was den Marsch nicht wenig erleichterte. Ernst zog seine Leute zusammen und befahl ihnen, dicht geschlossen zu marschieren, damit sie bei einem plötzlichen Andrang der Feinde, oder wilden Tiere desto leichter Widerstand leisten könnten. Am anderen Ende des Waldes angekommen sahen die Yulofi ein prächtiges Thal vor sich, in das sie ein sanfter Abhang hinabführte; hier machten sie am Ufer eines klaren Baches Halt, an dessen beiden Ufern schattige, grüne Bäume standen; man machte ein Feuer an und die Soldaten schickten sich an, ihr Mahl zu bereiten. Ernst musterte sie und freute sich über ihre gute Haltung; er schickte sofort von hier aus drei der Bravsten unter ihnen auf Rekognoszierung aus. Diese kamen nach einer Stunde zurück mit der Nachricht, daß die Brimoren ungefähr eine halbe Meile hinter der Hügelreihe gelagert seien, die das Thal begrenzte. Ernst wollte die Stärke des Feindes kennen lernen, und machte sich augenblicklich mit acht Mann auf den Weg, und bald hatte er sich von der wahren Lage der Dinge überzeugt. Beim Anblick des Lagers, das vor ihm offen dalag, konnte er schließen, daß die Brimoren ihre ganze Macht vereinigt hatten; die Existenz ihres Stammes hing von einer Schlacht ab. Er ging wieder zu seiner kleinen Abteilung zurück, verließ mit dieser das Thal, und das Gebirge, denn er wollte den Feinden nicht Zeit lassen, ihn von diesem wichtigen Posten zu vertreiben, und hatte den Plan, die Berge im Rücken zu besetzen, um auf den Fall eines Rückzuges einen sicheren Zufluchtsort zu haben. Er schickte mehrere Soldaten ab, mit dem Befehl an sein Heer, sich unverzüglich in Marsch zu setzen, und sich mit ihm zu vereinigen, jedoch sollten sie eine starke Abteilung zur Bewachung des Lagers zurücklassen. Seine Befehle wurden strenge

befolgt und noch vor dem Ende des Tages waren die Berge, das Thal und die Hügelreihe von seinen Truppen besetzt.

Als die Brimoren sich auf diese Weise überrascht sahen, erhoben sie ein rasendes Geschrei und drohten ihren Anführern mit dem Tode, weil sie sich nicht selbst der Hügel in der Nähe bemächtigt hätten; und diese konnten ihre Truppen bloß durch das Versprechen des Sieges beruhigen.

Sie wollten Ernst augenblicklich von den Hügeln vertreiben, allein dieser kluge Anführer hatte ihren Angriff vorausgesehen und war darauf gefaßt, sie ihre Kühnheit bereuen zu lassen; man schmetterte sie auf allen Seiten nieder. Am folgenden Tage erneuerten die Brimoren ihren Angriff, ohne jedoch dabei glücklicher zu sein. Als Ernst sie ermattet und entmutigt sah, ließ er sein Heer in guter Ordnung vorrücken und bot die Schlacht an. Die Brimoren entwickelten alle ihre Streitkräfte und erhoben ein Kriegsgeschrei, das alle Yulofi, von edler Hitze entflammt, rauschend erwiderten. Der Kampf begann gegen Mittag und dauerte bis gegen die Nacht hinein. Die Brimoren wehrten sich gewaltig, und lange verhinderten sie ihre Niederlage, allein diese war dann nur desto verhängnisvoller. Die Hälfte ihrer Leute blieb auf dem Schlachtfelde und eine große Anzahl der Anführer geriet in Gefangenschaft. Ernst, der den übrigen keine Zeit lassen wollte, sich aufs neue zu vereinigen, gönnte seinem Heere kaum zwei Stunden Ruhe und marschierte sofort gegen den feindlichen Stamm, den er zu vernichten gedachte, indem er die Flüchtlinge immer vor sich her schlug. Erst gegen Einbruch der Nacht machte er, noch eine Meile vom Gebiete des Stammes entfernt, Halt. Drei Stunden später sah dieser seine Hütten durch die Krieger verwüstet; Blut wurde keines vergossen, man machte bloß Gefangene,

die man sehr menschenfreundlich behandelte. Die furchtbaren Trümmer der Nation hatten sich in die unzugänglichen Wälder zurückgezogen. Es lag nicht in Ernsts Plan, sie weiter zu beunruhigen, und er kehrte zurück mit der Überzeugung, daß es ihm jederzeit ein leichtes sein werde, die, welche seinem Grimme entgangen waren, vollends zu unterwerfen, wenn sie es wagen sollten, den Krieg zu erneuern. Man kann sich keine Vorstellung von den Freudenbezeigungen machen, womit ihn der ganze Stamm der Yulofi aufnahm, die Freude und Bewunderung, welche sein Triumph erregte, grenzte nahe an Wahnsinn, und ein ganzer Monat öffentlicher Festlichkeiten konnte die Begeisterung dieses und aller benachbarten Stämme nicht vermindern. Dieser denkwürdige Sieg sicherte den Yulofi das Übergewicht über alle benachbarten Stämme für immer.

Duvernet nahm sich der Sache der Besiegten und Gefangenen an. Einige erbitterte Häuptlinge der Yulofi wollten dieselben in die Sklaverei schleppen und die mächtigsten unter ihnen zum Tode verdammen; er aber widersetzte sich diesem Vorschlag und machte den Yulofi begreiflich, daß sie nach dem Triumphe sich edelmütig zeigen müßten, was ihnen zur Ehre gereichen und ihr Interesse fördern werde. Er brachte es dahin, daß man mehrere Familien der Brimoren unter den verbündeten Stämmen verteilte und daß die übrigen im Frieden auf dem Gebiete der Sieger wohnen durften, die ihnen sogar auf ihre Kosten bequeme Hütten bauen und ihnen einige Ländereien abtreten sollten. Er trug sich zugleich als Vermittler zwischen den Yulofi und den Brimoren, die sich in die Wälder geflüchtet hatten, an. Sein Antrag wurde dankbar angenommen, und er erhielt die Vollmacht, nach Gutdünken mit den Besiegten zu unterhandeln. Es war dies eine

gefährliche und kitzliche Aufgabe; im nächsten Kapitel werden wir sehen, was sie für ein Resultat lieferte.

Dreizehntes Kapitel.

Nelleoni.

Der weiße Priester war bereits bei den Brimoren wohl bekannt, und er war bei ihnen als Arzt ebenso geachtet, wie Ernst als Führer. Als die Besiegten seine Ankunft erfuhren, gingen sie ihm mit Vertrauen entgegen, und führten ihn mit allen Zeichen der tiefsten Achtung zu ihren verborgensten Aufenthaltsorten. Ehe er von dem Zweck seiner Sendung sprach, sorgte er für die Verwundeten, die man zu ihm brachte, und tröstete diejenigen, denen der Tod Verwandte oder Freunde geraubt hatte. Hierauf ließ er alle Häuptlinge zusammenkommen, und machte den Vorschlag zu einer friedlichen Verbindung; man hörte ihm mit tiefem Schweigen zu. Die Ältesten gaben ihm die Antwort, daß er über sie zu verfügen habe und daß sie, ohne Hoffnung, ihre Nation wieder emporzubringen, es ihm überließen, für sie günstige Bedingungen auszuwirken.

„Wir versprachen," sagten sie weiter, „von nun an im Frieden mit den Yulofi zu leben und sie als Freunde zu betrachten, weil sie nach dem Siege nicht grausam waren. Sie schonten die Gefangenen und behandelten sie wie unglückliche Brüder; das große Wesen möge ihnen die Macht immer erhalten, deren sie sich so würdig gezeigt haben. Möchten sie

uns erlauben, einige unserer Hütten wieder aufzubauen und ruhig darin zu leben! Wir können kein Mißtrauen mehr bei ihnen erregen, wir sind schwach und die Niederlage hat uns auf andere Gedanken gebracht. Sehen Sie, ob unsere Bitte gerecht ist, und machen Sie den Vermittler zwischen uns und den Siegern."

Duvernet gab ihnen die Zusicherung, daß ihre Wünsche erfüllt werden sollten, und daß sie auf sein Wort hin ihr Versteck verlassen und sich auf den benachbarten Hügeln ansiedeln könnten, wo die zahlreichen Wohnungen ihres Stammes gestanden hätten. Bei dieser Zusicherung waren sie voller Freude, warfen sich dem Vermittler zu Füßen und erhoben sich nur wieder, um die Yulofi herbeizuholen, deren sie sich auf ihren verschiedenen Ausfällen bemächtigt hatten. Diese unglücklichen Gefangenen glaubten, die Stunde ihres Todes habe geschlagen; allein die, von denen sie bisher die grausamste Behandlung erwartet hatten, beeilten sich, ihnen Sicherheit zu versprechen und sie zu Duvernet zu führen.

Unter ihnen war ein junger Mensch, der sich durch seine Schönheit und seine würdige Haltung bemerklich machte; Duvernet fragte, wer er wäre? Einer der Häuptlinge antwortete ihm: „Wir fingen ihn in dem Augenblick auf, wo er, ermattet von einer langen Reise, sich mühsam dem Gebiete der Yulofi zuschleppte. Er wollte sich unserer erwehren, allein seine Kräfte waren erschöpft, wir waren unserer mehrere, und er mußte unterliegen. Wir fragten ihn nach seinem Geburtsort; er gab uns zur Antwort, er sei ein Yulofi, aber weigerte sich beharrlich, uns seinen Namen zu nennen. Seinen vornehmen Manieren nach zweifelten wir nicht, daß er einem einflußreichen Manne angehören müsse, und in der Hoffnung, ihn einmal gegen einen edlen Gefangenen

austauschen zu können, behielten wir ihn bei unserem Stamme; es war dies vierzehn Tage vor dem Unfalle unserer Nation. Als wir ihre Niederlage erfuhren, entschlossen wir uns, alle gefangenen Yulofi, die wir hatten, zu töten; aber dieser junge Neger brachte uns durch eine rührende Rede, worin er uns bewies, daß unser Glück von unserer Menschlichkeit abhänge, von diesem Vorsatz ab."

„Wenn ihr unser erschonet," sagte er, „so werden die Sieger gütig gegen euch sein; unser Tod wird nur euer Verderben beschleunigen, und euch keine andere Genugthuung verschaffen, als die grausame Befriedigung euerer Rache."

„Wir hörten auf diese vernünftigen Worte, und schenkten unseren Gefangenen das Leben. Noch heute schätzen wir uns deswegen glücklich, denn hiedurch konnten wir uns bloß bei dem Volke empfehlen, in dessen Händen jetzt unser Schicksal liegt."

So sprach der brimorische Häuptling. Duvernet trat zu dem jungen Neger und fragte ihn um seinen Namen.

„Ich bin Nelleoni," sagte dieser, „der Sohn Aimaïs."

Bei diesen Worten konnte sich der Priester nicht enthalten, einen Freudenschrei auszustoßen, er warf sich an die Brust des jungen Mannes, umarmte ihn zärtlich und sagte: „Mein Sohn, Deine Anwesenheit verhütet großes Unglück. Aimaï, Dein Vater, mein ergebenster Freund, lebt noch und seufzt nach Deiner Rückkehr .... Aber Deine Schwester, wo ist diese? ..."

Statt aller Antwort fing Nelleoni an zu weinen.

Duvernet fragte ihn nicht weiter, er schloß eilends seine Verhandlungen mit den Brimoren und kehrte zu den Yulofi zurück.

Die Nachricht von Nelleonis Rückkehr verursachte allgemeine Freude; aber unbeschreiblich war das Ent-

zücken Aimaïs, er hätte sterben mögen vor Freude, sein Kind an sein Herz zu drücken. Indessen störte der Gedanke an seine Tochter bald seine ausgelassene Freude.

„Nelleoni," sagte er, „was ist aus Aïla geworden, warum bist Du ohne sie zurückgekommen?"

„Ach, mein Vater," antwortete Nelleoni, „höre zuvor, und verdamme mich nicht vorher. Nein, ich habe Aïla nicht verlassen, und wenn ich von ihr getrennt wurde, so war es der Wille des großen Wesens."

„So sprich doch," entgegnete Aimaï, „und ich will sehen, ob Du schuldig bist, und ob ich Dich noch ferner lieben kann."

Nelleoni setzte sich seinem Vater gegenüber; außer ihnen waren noch zugegen Duvernet, Ernst, Nelleo und mehrere Mitglieder des Stammes, die herbeigeeilt waren, um den Sohn ihres Freundes zu begrüßen. Die Diener kauerten schweigend am Eingang nieder, und betrachteten teilnehmend ihren jungen Herrn, dem sie ängstlich zuhorchten.

Nelleoni befriedigte bald die ungeduldige Neugierde seines Vaters und aller Umstehenden; er erzählte seine Abenteuer und die traurigen Nebenumstände bei seiner Entführung ganz ausführlich. Die Hauptperson unter den Engländern, die Nelleos Gastfreundschaft so unwürdigerweise mißbraucht hatten, hieß Russeley; er war ein sehr reicher und mächtiger Lord, von einem wunderlichen Geschmack, der die Wut, zu reisen, und sich vorgenommen hatte, einen jungen Neger und eine junge Negerin vom Stamme der Yulofi nach Europa zu bringen, zum Beweis für die Kühnheit, mit welcher er ins Innere von Afrika eingedrungen sei.

Nelleoni hatte alles angewendet, um das Unglück, das ihm drohte, abzuwenden; immerwährend hatte er

Plane, zu entkommen, gebildet; aber jedesmal waren sie durch die pünktliche Aufsicht Lord Russeleys vereitelt worden. Indessen ging der Schmerz der beiden Negerkinder, die Thränen Aïlas und die Standhaftigkeit Nelleonis Herrn Wibell, einem Verwandten Russeleys und einer seiner Domestiken, Namens Buler, zu Herzen, die sich für die beiden unglücklichen Sklaven aufs lebhafteste interessierten. Besonders erklärte sich Wibell, entrüstet über das Betragen Russeleys, den nichts erweichen konnte, förmlich zum Beschützer der beiden Sklaven; und da er voraussah, daß jeder Versuch bei seinem grausamen Verwandten fehlschlagen würde, so gab er ihnen die Versicherung, daß er bei ihrer Ankunft in England ihre Befreiung auswirken wolle.

Unglücklicherweise erhob sich während der Überfahrt ein heftiger Sturm; Russeley bestieg mit einem Teil seiner Leute die Schaluppe, Aïla war unter diesen, allein Nelleoni mußte im Schiffe zurückbleiben. Der Tod hatte für ihn keine Schrecken, aber den Gedanken, seine Schwester zu verlassen, konnte er nicht fassen. Er stürzte sich ins Meer, in der Hoffnung, ebenfalls in die Schaluppe aufgenommen zu werden, allein er ward unbarmherzig zurückgestoßen; er klammerte sich nun an eine Planke des Schiffes an, und wurde nach einer schreckenvollen Nacht an die Küste Afrikas geworfen.

Zu Saint-Louis traf Nelleoni Buler, den Lord Russeley daselbst zurückgelassen hatte, um einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Die Ungewißheit über das Schicksal seiner Schwester und der Umstand, daß Wibell, der allein Recht schaffen konnte, fort war, bestimmten Nelleoni, einige Zeit in Saint-Louis zu bleiben, in der Hoffnung, hier einige Nachrichten zu erhalten, die ihn auf die Spur der Räuber leiten könnten.

Nach einigen Monaten erhielt Buler einen Brief mit der Nachricht, daß Lord Russeley wohlbehalten zu Hause angekommen war. Es dauerte noch lange, ehe er von Aïla etwas erfahren konnte; endlich kam ein Brief mit der Nachricht, daß die Negersklavin in England nicht gesehen worden sei.

„Buler machte mir diese herzzerreißende Mitteilung und sagte mir zugleich, ich müsse auf das Glück verzichten, meine Schwester je wieder zu sehen, und er rate mir, Dich in Deinem Kummer zu trösten... Du kannst Dir vorstellen, mein Vater," fuhr Nelleoni fort, „wie groß mein Schmerz war; man benahm mir alle Hoffnung und riet mir, in mein Vaterland, zu Dir zurückzukehren. Konntest Du mich günstig aufnehmen, wenn ich allein zurückkam? Und doch hast Du mir Deine Arme geöffnet und Freudenthränen vergossen bei meinem ersten Anblick. . . .

Wie weit und beschwerlich war nicht mein Weg durch die Länder Afrikas? Am Ende desselben fiel ich den Brimoren in die Hände. Ich erwartete von ihren Händen den Todesstreich, als ich durch diesen edelmütigen Franzosen, der uns allen so viele Wohlthaten erzeigt, befreit wurde.

Du weißt nun alles, mein Vater, jetzt richte. Giebst Du Deinem Sohne Beifall, so wird er wieder fortgehen und Deine teure Aïla aufsuchen. Sagst Du, daß er schuldig sei, so wird er sein Haupt vor Dir beugen und Du magst ihn töten, denn Nelleoni darf nicht leben, wenn er seines Vaters unwürdig ist...."

Bei diesen Worten verging Aimaï beinahe in Thränen, er öffnete die Arme gegen seinen Sohn, schloß ihn ans Herz und sagte: „Nelleoni, ich liebe, ich segne Dich; wenn Du mich um meine Aïla weinen siehst, so darfst Du meine Thränen nicht als Vorwurf ansehen; dann magst Du an mein Herz kommen und mich trösten. . . . ."

Vierzehntes Kapitel.

Duvernet verläßt den Stamm der Yulofi.

Nelleoni erfuhr bald den Plan, den Duvernet gefaßt hatte; er wurde von Dankbarkeit durchdrungen, begab sich zu dem mutigen Priester und kündigte ihm an, daß er ihn auf seiner Reise nach Europa begleiten würde.

Dieser widersetzte sich seinem Vorhaben bestimmt, und sagte ihm, daß er seinen Vater nicht schon wieder verlassen und sich von neuem den Gefahren aussetzen dürfe, denen er eben erst so glücklich entgangen sei. Nelleoni bestand darauf, und es bedurfte der Vermittlung Aimaïs, um diesem edelmütigen Streite, der sich zwischen dem Bruder Ernsts und dem Aïlas erhoben hatte, ein Ende zu machen.

Indessen war alles zur Abreise Duvernets und Nelleos bereit. Der ganze Stamm war in Trauer, als er seinen Wohlthäter scheiden sah; jede Familie glaubte in ihm ihre sicherste Stütze, ihren ergebensten Freund zu verlieren. Eine unzählige Menschenmenge begleitete die mutigen Wanderer bis über die Berge, und die Königin selbst stimmte in die allgemeine Trauer mit ein und befahl, daß ein ganzes Jahr lang alle öffentlichen Feste unterbleiben sollten.

Ernst und Aimaï schieden von den Wanderern erst bei der Wohnung des guten Jano, dessen sich unsere Leser ohne Zweifel noch erinnern werden. Der Abschied war sehr traurig, und die Hoffnung einstigen Wiedersehens trug nur wenig dazu bei, ihn weniger traurig zu machen. Duvernet gab seinem Bruder vortreffliche Räte und ermahnte ihn, in seiner Abwesenheit sich weise und umsichtig zu benehmen.

Jano und seine zahlreiche Familie wurde durch den Besuch, den sie erhielten, angenehm überrascht. Die ansehnliche Begleitung des französischen Priesters brachte ihn nicht in Verlegenheit, er ließ für dieselbe durch seine Söhne sogleich kleine Hütten von Baumzweigen errichten, wo sie die Nacht zubringen konnten. Duvernet und Nelleo mußten in der eigenen Wohnung des Greises bleiben, der nicht satt werden konnte, sie anzusehen und mit ihnen zu sprechen. Er fing zuerst an, von der Religion zu sprechen, die sie den Yulofi gebracht hätten, und sein Herz war sehr empfänglich für ihre Belehrung. Gerührt von ihren Reden wollte er seine Bekehrung nicht weiter hinausschieben und verlangte die Taufe für sich und seine Familie.

Der gute Geistliche fügte sich den frommen Bitten Janos; er versammelte alle Kinder des Greises um sich, und nachdem er sie hinreichend belehrt hatte, weihte er sie feierlich mit dem Sakramente der Taufe.

Die bewaffneten Leute, welche Ernst ihm zur Begleitung mitgegeben hatte, wohnten der erhabenen Ceremonie in Waffen bei. Es war beim Anbruch der Morgenröte, als Jano, seine Gattin und seine Familie in einem Thale, am Ufer eines klaren Baches das heilsame Wasser empfingen, das den Menschen von der Erbsünde und allen seinen Fehlern reinigt.

Es wurde sofort auf demselben Platze ein kleines Fest angestellt, und die herzlichste Fröhlichkeit herrschte bei diesem Feste, das in den Herzen der Yulofi den wohlthätigsten Eindruck zurückließ.

Die Wanderer, welche sich um Mittag auf den Weg gemacht hatten, schlugen ihre Zelte auf einem sehr hohen Gebirge auf.

Mehrere wilde Tiere wagten es, sie dort anzugreifen, aber sie wurden unerschrocken empfangen,

und die, welche nicht fliehen wollten, fielen unter den Streichen der Yulofi.

Wir übergehen stillschweigend mehrere Abenteuer, die unseren Wanderern auf ihrem Wege begegneten. Außer den Beschwerlichkeiten, die von einer so langen Reise unzertrennlich sind, hatte sich die zahlreiche Karavane weiter nicht zu beklagen; dreimal mußten sie mit herumziehenden Negern sich schlagen, über die sie ohne Mühe Meister wurden, denn bei der Karavane befanden sich die besten Krieger des Stammes.

Ungefähr sechzehn Meilen von dem Wege entfernt machte die Karavane bei einem gastlichen und mit den Franzosen befreundeten Stamme Halt; sie wurden hier mit um so größerer Herzlichkeit aufgenommen, weil in dem Lande Krieg ausgebrochen war und man stündlich einen Einfall erwartete. Die Hilfe der Yulofischen Krieger konnte von großem Nutzen sein und man bat Duvernet, fünfzehn Mann von seiner Begleitung als Anführer zurückzulassen. Dieser machte sich ein Vergnügen daraus, diese Bitte zu gewähren und von den fünfundzwanzig Yulofi, die ihn bis dorthin begleitet hatten, behielt er nur fünf bei sich. Nach zweitägiger Ruhe machte er sich auf den Weg nach Saint-Louis, wo er wohlbehalten ankam. Bescheiden lehnte er die Ehrenbezeigungen ab, welche die französischen Behörden ihm zugedacht hatten; als er erfuhr, daß ein Schiff nach Havre segelfertig liege, mietete er darauf Plätze für sich und Nelleo, und ließ seine übrigen Gefährten unter dem Schutze des Gouverneurs zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Nachforschungen.

Es ist ein süßes Gefühl für das menschliche Herz, nach einer langen Abwesenheit das Vaterland wieder zu sehen. Nichts kann uns diese tiefe Zuneigung zum vaterländischen Boden rauben, und kein Leiden ist so groß, das wir nicht vergessen könnten, wenn unsere Augen die vielgeliebten Ufer wieder sehen, die wir mit so vielem Kummer verließen.

Duvernet versuchte es nicht, sich der zarten Rührung zu erwehren, die ihn beim Anblick der französischen Ufer befiel; seine Augen füllten sich mit Thränen, er wandte sich gegen Nelleo und sagte: „Mein Freund, wie schön ist dieses Frankreich, in das wir kommen! Wie gut, wie edelmütig ist das Volk, das wir besuchen wollen! Unter diesen Leuten wirst Du sein wie ein Bruder unter seinen Brüdern.“

Nach seiner Ankunft in Havre schrieb Duvernet mehrere Briefe an seine Freunde in Paris und Lyon, denn er hatte ein Gelübde gethan, diese beiden Städte nicht eher zu betreten, ehe er den Aufenthalt Aïlas entdeckt haben würde. Er hielt sich in Havre bloß drei Tage auf und ging von da nach England.

In London fragte er nach der Wohnung Russeleys. Nach einer Menge fruchtloser Nachforschungen erfuhr er endlich, daß dieser Lord sich in eine der verborgensten Gegenden Großbritaniens zurückgezogen habe. Ohne Zeitverlust begab er sich ebenfalls dorthin und fand bald den, den er suchte.

Russeley war in der ganzen Grafschaft nur zu wohl bekannt. Die Bewohner jener Gegend nannten ihn nur einen Tyrannen, und so oft Duvernet in

ihrer Gegenwart von ihm sprach, sahen sie gen Himmel und sagten: „Möchte der Herr uns von dieser Plage erlösen! Er ist noch viel schlimmer zurückgekommen, als er vor seiner Reise um die Welt war. Der Fluch des Landes wird ihn einst sein Benehmen gegen das arme Volk bereuen lassen und es wird ein schlimmes Ende nehmen."

Auf die Frage Duvernets, ob man bei ihm keine junge Negerin gesehen habe? gaben sie die naive Antwort: „Wir haben nie eine Negerin gesehen, aber es sollte uns nicht wundern, wenn wir hörten, daß er mit Geistern der Hölle Umgang hat. Man erzählt sich fremdartige und wunderbare Geschichten von ihm, und nur mit Zittern geht man an seinem Schlosse vorüber. In der nächsten Stadt wohnt ein braver Seemann, Namens Buler, der viel von Herrn Russeley zu erzählen weiß, man sagt, er könnte ihn verderben, wenn er wollte."

Bei dem Namen Bulers zog Duvernet neue Erkundigungen ein. Als er erfuhr, daß dies der edelmütige Engländer sei, der Nelleoni gerettet habe, entschloß er sich, ihn zu besuchen, in der Hoffnung, von ihm einige Aufschlüsse zu erhalten. Aber vor allem begab er sich in das Schloß Russeleys.

Dieser Mann liebte die Besuche nicht, er lebte ganz von aller Gesellschaft abgesondert. Der Besuch des französischen Missionärs war nicht von der Art, ihn zugänglicher zu machen; er nahm Duvernet sehr übel auf, und der Anblick Nelleos erregte seinen Zorn, weil er ihn an Umstände erinnerte, welche ihn unruhig machten. Dessenungeachtet mußte er die an ihn gerichteten Fragen beantworten, aber dies geschah auf eine unhöfliche Art, und als er sah, daß Duvernet weiter in ihn drang, sagte er: „Sprechen Sie mir nicht mehr von Aïla und Nelleoni, ich war zu gut für diese beiden Schlangen; ich that übel daran,

sie damals, als ich es konnte, nicht ins Meer zu werfen, ich würde doch nicht mehr zu bereuen haben, als unter den wirklichen Umständen. Gehen Sie zu diesem verdammten Buler, der wenige Meilen von hier mir verwegen trotzt, und zu diesem infamen Wibell, der sich wirklich in Frankreich vor meinem Zorn verbirgt; diese würden Ihnen die verlangten Aufschlüsse geben. Entfernen Sie sich schnell und kommen Sie ja nicht mehr hieher, man möchte Sie sonst schlecht aufnehmen."

Der Priester glaubte sich der Zumutung des tollen Russeley fügen zu müssen; er verließ ihn und ging nach der Stadt, wo Buler wohnte.

Dieser brave Mann konnte sich vor Freude kaum fassen, als er den Zweck des Besuches von Duvernet erfuhr; er erwies ihm alle mögliche Ehre in seinem Hause, und auf die Bitte, zu sagen, was er über Aïla wußte, gab er alle Aufschlüsse, die er geben konnte.

Er sagte ihm, daß Wibell bei dem Schiffbruch nicht umgekommen, daß er mit Lord Russeley in heftigen Streit geraten sei und Aïla von seiner Herrschaft befreit, und sie der liebevollen Behandlung der Gattin eines französischen Seekapitäns anvertraut habe, und daß sofort Wibell selbst nach Frankreich zurückgekehrt sei und die unglückliche Negerin noch immer beschütze.

Ermutigt durch diese Aufschlüsse entschloß sich der unermüdliche Missionär, in sein Vaterland zurückzukehren, und neue Nachforschungen anzustellen.

Sechzehntes Kapitel.

Wibell.

Zunächst wandte sich der liebreiche Apostel der Yulofi nach Bordeaux. Hier hoffte er genügende Aufschlüsse über den Kapitän der Brigg zu erhalten, welche Aïla und Wibell nach Frankreich gebracht hatte; er konnte daselbst sogar die Schwester Nelleonis und den Verwandten Russeleys treffen; allein diese Hoffnung schwand bald. Es erinnerten sich wohl mehrere Personen, schon vor langer Zeit eine junge Negerin gesehen zu haben, was aber aus ihr geworden sei, wußten sie nicht zu sagen.

Duvernet hielt sich nicht auf. Er setzte seine Nachforschungen mit außerordentlichem Eifer fort, aber immer ohne Erfolg. Endlich glaubte er nach Paris gehen zu müssen, von dort aus konnte er seine Forschungen besser betreiben und ganz Frankreich übersehen.

Beinahe ein Jahr war vergangen, und sein Eifer und seine Bemühungen waren immer erfolglos geblieben. Nelleo hatte allen Mut verloren, und ließ eine gänzliche Hoffnungslosigkeit merken. Die zahlreichen Reisen, die sie hatten unternehmen müssen, hatten beinahe alle ihre Hilfsmittel erschöpft. Duvernet verfiel in eine Krankheit, er zog sich in eine bescheidene Wohnung zurück und erwartete ohne Murren vom Herrn die Entscheidung seines Schicksals.

Hier zeigte Nelleo, wie groß seine Zuneigung gegen den war, den er nie anders als seinen Herrn nannte. Um ihn unterstützen zu können, unterzog er sich den mühsamsten Arbeiten, und es gelang ihm, durch seinen Verdienst ihm alles Nötige verschaffen

zu können. Auch einige Geistliche aus der Diöcese Paris erfuhren den Zustand, in dem sich ihr Mitbruder befand, und beeilten sich, ihn aus seiner schrecklichen Lage zu befreien.

Durch ihre und Nelleos Bemühungen kam der Kranke nach und nach wieder zu Kräften, so daß er seine Nachforschungen wieder aufnehmen konnte. Gott, der ihn ohne Zweifel hatte prüfen wollen, ließ seine Wünsche in Erfüllung gehen; und seiner Güte hatte er den guten Erfolg seiner Bemühungen zu verdanken.

Eines Tages ging er mit Nelleo in der Umgebung von Paris spazieren, um die frische Feldluft zu genießen, und seine durch die Krankheit steif gewordenen Glieder wieder einigermaßen zu beleben, da erblickte er auf einmal ein einzeln stehendes Häuschen, dessen origineller Anblick seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Er wollte gerne wissen, wer dasselbe bewohnte, und fragte deshalb einen ehrbaren Dorfbewohner, der gerade vorbeiging. Dieser gab ihm zur Antwort: „Den Namen des Eigentümers von dieser Wohnung kann ich Ihnen nicht sagen, er klingt so wunderlich, und es muß einer gescheiter sein, als ich, um ihn behalten zu können; meine Frau hat in dieser Beziehung ein besseres Gedächtnis. Aber des Edelmuts und der Wohlthätigkeit dieses Mannes, über den Sie Aufschluß von mir verlangen, erinnere ich mich recht gut; dafür habe ich ein gutes Gedächtnis. Lange Zeit sah ich ihn immer gedankenvoll und einsam in unseren Feldern spazieren gehen; dies hinderte ihn aber nicht, gegen die, welche sich ihm näherten, sich leutselig zu zeigen. Seit einem Monate geht er nicht mehr aus; man sagt, er sei sehr krank. Es ist in der That schade, denn er ist ein würdiger Mann. Unter uns gesagt, ich glaube, daß er Kummer hat und des Trostes bedürftig wäre.“

Der Mann ging nach diesen Worten seines Weges. Auf Duvernet hatte die letzte Bemerkung einen starken Eindruck gemacht. Er fühlte ein Verlangen, den Unbekannten, den man ihm so gepriesen hatte, kennen zu lernen, er hielt es sogar für seine Pflicht, sich als Tröster anzubieten. Er teilte Nelleo diesen seinen Vorsatz mit, der ihn billigte und ihm in das einzeln stehende Haus folgte.

Duvernet pochte zögernd. Eine bejahrte Frau öffnete und führte ihn dienstfertig in ein bescheiden möbliertes Zimmer. Sie bot ihm einen Sitz an und sagte: „Das ehrwürdige Kleid, das Sie tragen, sagt mir deutlich, was Sie sind. Seien Sie willkommen, mein Herr; Sie hätten in keinem dringenderen Augenblicke erscheinen können. Mein Herr befindet sich übler, er ärgert sich darüber, die Person, die sonst immer sein tröstender Engel ist, nicht bei sich zu sehen. Sie werden seinen Kummer lindern können."

Duvernet wurde sogleich allein in das Krankenzimmer geführt, der Kranke erhob sich bei seinem Anblick mühsam und streckte ihm freundschaftlich seine Hand entgegen, mit dem schwachen Ausrufe: „Seien Sie tausendmal dafür gesegnet, daß Sie, ohne daß man Sie darum gebeten hat, an das Bett eines unglücklichen Sterbenden geeilt sind. Sie sind ohne Zweifel der Geistliche eines nahen Ortes. Man hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt, und ich bin entzückt über Ihren liebevollen Besuch. Ich bedarf Ihrer ohnedies noch."

Duvernet. Ich bin zwar kein Landgeistlicher, aber ich bin ein Priester, und in dieser Eigenschaft glaube ich ohne Anstoß an das Bett eines Christen treten zu dürfen, den Krankheit und Kummer niederbeugt.

Der Kranke. Wer hat Ihnen gesagt, mein Herr, daß ich Kummer habe?

Duvernet. Dies ist die Ansicht eines braven Dorfbewohners, dem ich begegnete, ehe ich bei Ihnen eintrat; und es ist auch die meinige.

Der Kranke. Es ist wahr, ich hatte viel zu leiden, allein ich habe alles vergessen. Ein Engel wachte über mich und versüßte mir die letzten Tage meines Lebens. Ich erwarte ihn wirklich, diesen Engel, dem ich allen meinen Trost verdanke, und der Umstand, daß er noch nicht erschienen ist, und ich ihn heute vielleicht gar nicht mehr sehen werde, ist schuld daran, daß ich Ihnen niedergeschlagen vorkomme. Aber Ihre Gegenwart lindert meinen Schmerz, ich fühle mich besser, seitdem Sie hier sind, es kommt mir vor, als hätte ich in Ihnen einen ergebenen Freund gewonnen. . . . Nehmen Sie in diesem Sessel an meinem Bette Platz, und wir wollen uns miteinander unterhalten. . . . Aber, was höre ich im Nebenzimmer? Sollten Sie einen Gefährten bei sich haben?

Duvernet. Ja, einen Freund, der aus Zartsinn sich hier nicht eindrängen wollte.

Der Kranke wollte es durchaus haben, daß Nelleo ebenfalls hereinkäme. Kaum erblickte er ihn, als er ganz erstaunt ausrief: „Sie sind ein Neger, mein Herr, aus welcher Gegend sind Sie?"

„Mein Vaterland liegt am äußersten Ende des Landes von Afrika, welches die Europäer Senegambien nennen."

Der Kranke konnte einige Augenblicke kein Wort hervorbringen. Er zeigte eine heftige Bewegung und maß Duvernet und Nelleo mit erstaunten Blicken. Endlich brach er das Schweigen und sagte zu dem Bruder Aimaïs: „Sie sind doch wohl nicht ein Nachbar des Stammes der Yulofi?"

„Ich gehöre diesem Stamme an," war die Antwort Nelleos.

„Sie sind ein Yulofi!“ erwiderte der Kranke, wobei er sich mit Anstrengung vom Lager erhob und Nelleo anstarrte. „Ach! dies ist unmöglich.“

„Was machen Sie denn in Frankreich? Was suchen Sie hier? Warum haben Sie Ihr Land verlassen?“

„Ich bin Nelleo, der Bruder eines der Häuptlinge meines Stammes. Ich kam in Begleitung dieses ehrwürdigen Priesters nach Frankreich, der einem unglücklichen Vater, der mein Bruder ist, das Versprechen gab, ihm seine innig geliebte Tochter zurückzubringen, die er seit mehreren Jahren beweint. ....“

„Aïla!“ rief der Kranke aus, und fiel bewegungslos auf seine Kissen zurück.

Duvernet brachte ihn bald wieder zu sich selber, und als er sah, daß er wieder ruhig und gefaßt war, ihn anzuhören, begann er: „Die Vorsehung thut täglich Wunder, und unser Zusammentreffen ist auch eines. Sie ist es, die mich zu Ihnen geführt, und welcher der Vater Aïlas sein Glück zu verdanken hat. Ich brauche nicht mehr nach Ihrem Namen zu fragen, denn ich weiß, daß Sie Wibell sind. Seit einem Jahre suchen wir Sie, um von Ihnen Aufschlüsse über das junge Mädchen zu erhalten, dessen Beschützer und Vater Sie gewesen sind. Sie sprachen vorhin von einem Engel, der über Sie wachte und Sie in Ihrem Kummer tröstete, dieser Engel kann niemand anders sein, als Aïla, deren Tugenden und deren Unglück uns wohl bekannt sind.“

Duvernet erzählte in wenigen Worten seine Geschichte, seine Reisen und das Ergebnis seines Besuches bei Russeley und bei Buler. Der Kranke, der in der That Herr Wibell war, hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Hierauf nahm er das Wort und ließ sich folgendermaßen vernehmen: „Nie hat mich je eine Erzählung mehr interessiert;

nie hatte ich die Freude zu erleben gehofft, die Sie mir machten. Meine arme Aïla, die ich wie mein eigenes Kind liebe, wird also ihr Vaterland, ihren Vater und ihren Bruder wieder sehen! Ich kann nun in Frieden sterben, da ich über ihr Schicksal beruhigt bin! Seien Sie gesegnet, edler Mann, der Sie furchtlos allen Arten der Gefahr trotzten, um ein so göttliches Werk zu vollbringen! Umsonst würde ich es versuchen wollen, Ihnen meinen Dank auszusprechen. Welch selige und reine Freude muß in diesem Augenblicke Ihr Herz empfinden, wo Sie erfahren, daß Aïla nicht verloren ist; sie wurde unversehrt erhalten, und die Tage ihrer Jugend brachte sie tugendhaft und wohlthätig zu. Sie wünschen eifrig, die letzten Einzelnheiten ihrer Geschichte zu erfahren, Ihre Blicke zeigen mir Ihre Begierde, ihr gegenwärtiges Schicksal zu wissen; ich bin bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen, es macht mir so viele Freude, von der unglücklichen Schwester Nelleonis zu sprechen.

Der brave Buler sagte Ihnen, daß ich dieselbe der Sorgfalt der Gattin eines französischen Kapitäns überließ. Diese fromme Frau behandelte sie wie ihre Tochter; sie sorgte aufs zärtlichste für sie, gab ihr geschickte Lehrer und unterrichtete sie selbst in unserer heiligen Religion.

Aïla gab ihren Bitten nach und trat vor einigen Monaten zur katholischen Religion über. Einmal ein Kind der Kirche geworden, konnte sie nie mehr ohne Betrübnis an die Irrtümer denken, in denen die Yulofi noch befangen wären; und das Verlangen, sie den wahren Glauben kennen zu lehren in Verbindung mit dem Wunsche, ihre Familie, von der sie unaufhörlich sprach, wiederzusehen, bewog sie zu der Bitte, nach Afrika zurückkehren zu dürfen.

Ihre Wohlthäterin hatte in ihre Abreise einge-

willigt, trotz der Anhänglichkeit, die sie für dieselbe empfand, und sie beschäftigte sich in Paris mit den Vorbereitungen zur Abreise, als der Tod sie überraschte. Nachdem sie dieser Stütze beraubt war, mußte Aïla für den Augenblick auf ihre Reise verzichten, denn alle ihre Schritte zur Erreichung dieses Zweckes blieben erfolglos.

Die tugendhafte Tochter Aimaïs ergab sich geduldig darein, in der Erwartung, daß der Herr sie zu ihrem Vater zurückführen werde, wollte sie sich dem Dienste der Unglücklichen weihen. Sie ging in ein Spital, und bald gewannen ihre exemplarische Aufführung und ihr brennender Eifer, das Unglück zu lindern, ihr die Zuneigung aller barmherzigen Schwestern, welche sie in ihre fromme Verbindung aufnahmen, wo man sie nur die „schwarze Schwester“ hieß.

Schon seit einem Monate war sie im Dienste der Armen beschäftigt, als ich in Paris ankam, wo ich mich für den Rest meiner Tage niederlassen wollte. Bald sah sie meine wankende Gesundheit.

Als ich ihr von den Schritten sagte, welche ich gethan hatte, um ihr die Rückkehr in ihr Vaterland zu erleichtern, erwiderte sie mit der Güte eines Engels: Seien Sie ruhig, mein Herr, denken Sie an sich, nicht an mich. Ich werde noch mehr warten, denn Sie bedürfen hier meiner Gegenwart; Sie sind schwach und leidend. Wenn Ihr Befinden besser ist, wollen wir auf meine Abreise nach meinem Vaterlande denken, wo ich so glücklich sein werde, das Licht des wahren Glaubens zu verbreiten und Wohlthätigkeit zu üben. . .

Sie hatte recht, das tugendhafte Kind; freilich hatte ich ihre Gegenwart nötig und bedurfte ihrer sorgfältigen Pflege. Was wäre ohne sie aus mir geworden? Traurigkeit hatte mich überfallen, sie wußte

dieselbe zu entfernen, sie ließ mich all meinen Kummer vergessen; ihre Zärtlichkeit verdoppelte sich in dem Maße, als meine Leiden zunahmen und seit einiger Zeit ist die „schwarze Schwester" meine Krankenwärterin. Sie unterstützt und heitert mich auf, und verlängert mein Leben; sie ist ein Engel, der in den letzten Stunden einem Sterbenden nahe ist und durch ihre erbaulichen Reden die Nähe des Todes versüßt; jeden Tag verspricht sie mir meine Genesung, sucht meine Hoffnung neu zu beleben und sagt zu mir: Sie werden noch länger leben, mein Wohlthäter; Gott wird Sie den Unglücklichen nicht entreißen, Sie sind ja ihre Stütze; warten Sie, bis der Frühling kommt, dann werde ich Sie auf das Land führen, wir werden auf blumigen Pfaden wandeln, von meinem Vater und Nelleoni sprechen, und Sie werden Ihre Kräfte und Ihre Heiterkeit wieder gewinnen; ich werde Ihnen eine Syringenlaube bauen, in Ihrem Garten werde ich eine Bank von Moos besorgen, worauf Sie jeden Abend ausruhen können.

Gutes Kind, sie sucht mich über meine Leiden und meinen bevorstehenden Tod zu täuschen, allein dies ist umsonst, ich fühle, daß ich nicht mehr lange leben werde. Sehen Sie, der Frühling ist wieder erschienen, die Felder decken sich mit Grün, aber meine Schwäche nimmt zu; ich bin darüber nicht betrübt, denn der Wille Gottes muß erfüllt werden. Ich bitte den Herrn nur um die Eine Gabe, daß Aïla meine letzten Seufzer aufnehme. . . Ich fürchte in ihrer Abwesenheit zu sterben, deswegen verlangte ich heute so heftig nach ihr; ich war diesen Morgen so übel daran. . . . Jetzt ist mir wieder besser, viel besser, seit Sie da sind, ich werde bis morgen warten können. Aïla muß kommen, die Armen werden ihr es ohne Zweifel erlauben, ihren Lieblingskranken zu besuchen. . . Sie werden sie sehen, meine Herren, diesen Engel

der Güte, Sie werden Zeugen ihrer Aufopferung sein, und Sie sollen urteilen, ob ich für das wenige Gute, das ich in meinem Leben thun konnte, nicht überreich belohnt wurde.

Bleiben Sie heute bei mir, suchen Sie Aïla nirgends als hier; es ist dies ein Opfer, das ich von Ihnen verlange. Morgen früh kommt sie gewiß zu mir, ich will sie auf eine Zusammenkunft vorbereiten, die ihr so großes Entzücken gewähren muß."

Siebzehntes Kapitel.

Aïla.

Aïla war zur Unterstützung hilfsbedürftiger Familien ausgesandt gewesen, und hatte deswegen Herrn Wibell nicht besuchen können, der, wie wir gesehen, haben wollte, daß sie immer um ihn sein sollte. Den folgenden Tag machte sie sich früher nach der Wohnung ihres Wohlthäters auf; nach ihrer Gewohnheit schlug sie Fußwege ein, um schneller dahin zu gelangen und den Ehrfurchtsbezeigungen der Landleute auszuweichen, welche diese, die ihre Tugenden kannten, ihr immer auf dem Wege erwiesen.

Das Wetter war schön, der Himmel wolkenlos und die Vögel sangen in den blühenden Zweigen, alles in der ganzen Natur entfaltete sich, alles atmete Freude, Fröhlichkeit und Leben.

Dennoch war Aïla traurig; sie dachte an ihr Vaterland, das ebenfalls Vögel, einen heiteren Himmel und Blumen hatte, sie dachte an ihren Vater, an ihren Bruder; aber was ihren Schmerz noch erhöhte,

das war die Krankheit Herrn Wibells, der schon lange rettungslos darniederlag. In Gegenwart des Kranken zeigte sie viel Vertrauen und große Festigkeit, aber einmal allein wurde sie unruhig und niedergeschlagen. Was hätte sie nicht alles gethan, um ihren Wohlthäter zu retten! Wie grausam schien es ihr, nicht mehr hoffen zu dürfen! Je näher sie dem Hause kam, desto beengter wurde ihr Herz; sie ließ einige Seufzer hören und ihre Augen füllten sich mit Thränen; doch bald wurde sie ihrer Empfindungen Meister und als sie den Fuß auf die Thürschwelle setzte, schwebte ein Lächeln auf ihren Lippen.

Sie war noch weit von der Wohnung Herrn Wibells weg, als sie zwei kleine Bauernkinder auf sich zueilen sah, die jeden Tag auf die „schwarze Schwester“ warteten, um ihre Liebkosungen und ihre kleinen Geschenke zu empfangen. Diese brachten ihr immer die erste Nachricht über das Befinden Herrn Wibells. Aïla brauchte sie nur anzusehen, um den Zustand ihres Wohlthäters zu erfahren, in ihren unschuldigen Mienen war Traurigkeit zu lesen, wenn der Kranke übler daran war, dagegen atmeten sie Fröhlichkeit, wenn seine Leiden geringer waren.

Heute kamen ihr die beiden Kinder mit Äußerungen der Freude entgegen, sie warfen sich mit Lachen in ihre Arme und sagten: „Sei nicht traurig, schwarze Schwester, Wibell befindet sich besser; er ist diesen Morgen aufgestanden und ruht wirklich unter den Blumen aus, von denen sein Garten voll ist. Er rief uns, da er sah, daß wir auf Deine Ankunft harrten, zu sich, und hieß uns Dir entgegengehen, und Dich eilig zu ihm bringen. Komm’, er wartet ungeduldig auf Dich, er wird nicht sterben, Gott ließ sich durch unser Gebet rühren.“

Aïla umarmte die beiden Kinder zärtlicher als gewöhnlich und gab ihnen mehrere Geschenke, die sie

mitgenommen hatte. Sodann verließ sie dieselben und schritt eilends dem Hause Wibells zu.

Sie fand in der That den Kranken in einem Sessel mitten im Blumengarten sitzend.

Wibell lächelte bei ihrem Anblick und sagte: „Du hättest gewiß nicht erwartet, mich hier zu treffen? Du bist schon so lange gewöhnt, mich in mein Zimmer eingesperrt und auf meinem Schmerzenslager liegen zu sehen! Seit gestern bin ich viel besser. Ich habe so gute Neuigkeiten für Dich. . . Es ist heute ein Fest in meinem Hause, und ich will dieses von ganzem Herzen feiern. . . Du hattest gewiß gestern viel zu thun, weil ich Dich nicht sah. . . .“

Aïla. Einige arme Familien bedurften meiner; sie waren ziemlich weit entfernt und hilflos, ohne Brot, ohne Kleider und ohne ein Lager, um sich von den Anstrengungen einer langen Reise zu erholen. Eine mitleidige Person benachrichtigte uns von der schrecklichen Lage dieser Fremden, und ich und noch eine andere Schwester wurden beauftragt, ihnen alles zu schaffen, was sie bedurften. Ein ganzer Tag reichte kaum hin, ihrem Elend abzuhelfen. Ich dachte oft an Sie, mein Wohlthäter, und Sie sehen ja, ich bin heute desto früher auf dem Wege.

Wibell. Als ich Dich gestern nicht sah, dachte ich mir gleich, daß irgend eine gute Handlung Dich von einem Besuch bei mir abhalten werde, und ich mußte mich schon gedulden bis heute. Wärest Du aber auch heute nicht gekommen, so hätte ich Dich getadelt, denn ich wiederhole es Dir, heute ist ein Fest in meinem Hause.

Aïla. Sie erregen meine Neugierde; Sie haben, sagen Sie, gute Nachrichten für mich, diese mögen sein, wie sie wollten, so können sie mir nicht so viel Freude machen, als Ihr Besserbefinden, da Sie sogar von fröhlichen Festlichkeiten sprechen.

Wibell. Du vermutest nicht, was ich Dir zu sagen habe.

Aïla. Nein, alle meine Gedanken sind hier, ich beschäftige mich nur mit Ihnen, und Ihr Befinden interessiert mich in diesem Augenblicke allein.

Wibell. Es ist gut, wenn man auch ein wenig an die Abwesenden denkt.

Aïla. Ach! ich vergesse meinen Vater, Nelleoni und mein Vaterland nie; aber von diesen werden Sie mir nichts zu sagen haben. Ach! Nein . . .

Wibell. Vielleicht doch, mein Kind.

Aïla. Sollten Sie etwas von ihnen erfahren haben? Sollte ein Freund, ein Yulofi nach Europa gekommen sein?

Wibell. Ja, meine Tochter, und noch mehr, als dies.

Aïla. Und Sie haben ihn gesehen?

Wibell. Die Vorsehung selbst hat sie hieher geführt.

Aïla. Es sind ihrer zwei? . . .

Wibell. Und Sie haben Afrika schon länger als ein Jahr verlassen, um Dich in England und Frankreich aufzusuchen.

Aïla. Ach! ich wage es nicht, mich ganz der Hoffnung hinzugeben, die Sie bei mir erwecken.

Wibell. Du kannst es, ohne die Furcht, getäuscht zu werden.

Aïla. Wie heißen diese Edelmütigen, die meinetwegen über Meere hergekommen sind? Hat mein Vater sie gesendet?

Wibell. Einer von ihnen heißt Duvernet.

Aïla. So heißt kein Yulofi.

Wibell. Dies ist allerdings der Name eines Franzosen, eines Christen, eines Priesters. . . . Höre mich an, Aïla: Dieser edelmütige Priester ist der Freund Deines Vaters, dessen Thränen er trocknen

wollte, indem er versprach, Dich in seine Arme zurückzuführen, die Bitten der Yulofi konnten ihn nicht zurückhalten, er machte sich mit Nelleo, dem Bruder Aimaïs auf den Weg. Was ich Dir sage, erregt Freude in Deinem Herzen, ich wurde ebenfalls gerührt, ich machte Duvernet und Nelleo glücklich . . . . ja, Nelleo, der ihn begleitet, indem ich ihnen sagte, daß Du noch lebest, und Christin geworden seiest. Du sollst sie heute sehen diese unerschrockenen Wanderer; sie werden Dir viel von Deinem Vater und von Nelleoni erzählen, sie werden Dir Nachricht geben von den Veränderungen, die in Euerem Stamme vorgenommen wurden, und von den Siegen, welche die Yulofi über ihre Feinde davon getragen haben, und werden in Dich dringen, mit ihnen abzureisen, denn von Deiner Rückkehr nach Afrika hängt die Bekehrung Euerer Landsleute ab; Deine Rückkehr allein kann das Andenken an die Verbrechen verwischen, deren die Weißen sich schuldig gemacht haben, und den Haß vertilgen, der ihnen geschworen wurde. Du sollst Nelleo und seinen edelmütigen Gefährten bald sehen, denn sie versprachen mir, heute zu kommen; mit ihnen wirst Du Frankreich in kurzem verlassen, und wir werden uns auf ewig trennen, mein Kind.

Aïla. So lange Sie krank sind, mein teurer Wohlthäter, werde ich hier bleiben.

Wibell. Ich werde Dich nicht lange aufhalten und Euerer Abreise nicht im Wege stehen. Doch verbannen wir diese Gedanken und seien wir nur darauf bedacht, die letzten Augenblicke des Glückes, das mir beschieden ist, zu benützen.

Eben als Wibell geendigt hatte, traten Duvernet und Nelleo geräuschlos ein. Nelleo umarmte seine Bruderstochter und erzählte ihr lange von ihrer Familie und ihrem Vaterlande, er sprach auch mit Innigkeit von dem ausgezeichneten Priester, der schon

so viel Gutes unter den Yulofi gestiftet und für sie sein eigenes Wohl aufgeopfert habe.

Aïla hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu, sie warf sich hierauf Duvernet zu Füßen und dankte ihm für alles, was er für ihre Familie und für sie insbesondere gethan hatte. Der gute Priester segnete sie, hob sie auf, und sprach zu ihr von seinen Planen, und von der erhabenen Religion, die er jetzt ohne Mühe für immer unter dem mächtigen Stamme der Yulofi zu befestigen hoffte.

„Du sollst," fuhr er fort, „mich bei diesem schönen Werke unterstützen; Gott, dessen Plane unerforschlich sind, hat Gutes aus Bösem entstehen lassen, und die Leiden Deiner Jugend in Freude verwandelt. Dein vermeintliches Unglück führte Dich zu dem Glücke, Christin zu werden, und Du darfst Dich Deines langen Unglücks freuen, das Dich zur ewigen Seligkeit führen wird. Du kannst in Deinem Vaterlande ebenfalls die Leidenden pflegen, und in der Hand Gottes das Werkzeug zur Bekehrung eines ganzen Volkes werden."

An diesem schönen Tage vergaß Wibell sein Übel, oder vielmehr er wußte dasselbe zu besiegen, um die allgemeine Freude nicht zu stören; und seine Freunde schöpften, getäuscht durch die scheinbare Besserung, die Hoffnung, ihn gänzlich genesen zu sehen.

Den folgenden Tag war alles anders geworden; alle Hoffnung war geschwunden; Wibell stand am Rande des Grabes.

Achtzehntes Kapitel.

Das Vermächtnis zu Gunsten der Yulofi.

Aïla und Nellco wichen nicht mehr von dem Lager des Kranken. Duvernet eilte nach Lyon, wohin ihn verschiedene Angelegenheiten riefen. Eine mußte ihm besonders wichtig sein, die Wiederaussöhnung zweier Mitglieder seiner Familie, welche der Eigennutz entzweit hatte. Er besuchte sie mehrmals, und war so glücklich, ihren Groll zu ersticken und sie für immer zu vereinigen.

Nachdem er dies Werk der Liebe vollbracht hatte, suchte er mehrere Geistliche der Diöcese von Lyon zu bewegen, ihn auf seiner Reise nach Afrika zu begleiten. Zwei von ihnen ließen sich dazu bereitwillig finden, sie reichten bei ihren Vorgesetzten Gesuche ein, und es ward ihnen bewilligt, Duvernet überallhin begleiten zu dürfen, wohin er sie führen würde.

Nachdem dies glücklich abgemacht war, kehrte er nach Paris zurück. Kaum vom Postwagen abgestiegen, eilte er nach der Wohnung Wibells; er fand den edelmütigen Engländer in den letzten Zügen, Nelleo und Aïla lagen auf den Knieen neben seinem Lager und beteten für ihn in seinem Todeskampfe.

Der Kranke erhob sich bei dem Anblick Duvernets, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich wartete nur auf Sie, mein würdiger Freund, ich wollte nicht sterben, ohne Ihnen Lebewohl gesagt zu haben. Ich scheide freudig, denn ich habe auf dieser Welt nichts mehr zu hoffen; Aïla ist Ihnen wiedergegeben, und ich weiß, daß dieselbe von nun an glücklich sein wird. Ich habe die letzten Tröstungen unserer heiligen

Religion empfangen und ich hoffe, daß der Herr sich seines Knechtes erbarmen wird. Bitten Sie ihn manchmal für mich und vergessen Sie mich nicht ganz. . . . ."

Wibell konnte nicht weiter sprechen, er drückte dem Prediger die Hand noch einmal liebevoll, sank auf sein Kissen zurück und war nicht mehr! . . . .

Sein Leichenbegängnis war einfach. Eine große Menge Landleute eilten von allen Seiten herbei, und die Thränen, welche die Armen vergossen, bewiesen hinlänglich, wie sehr der Tod Wibells den Unglücklichen zu Herzen ging.

Nachdem Duvernet, dem Manne, der in seiner Freundschaft so hoch stand, die letzte Ehre erwiesen hatte, suchte er Aïla zu trösten, die der Verlust dieses ihres zweiten Vaters in die tiefste Trauer versetzt hatte. Er mußte einen Schmerz ehren, den allein die Zeit heilen konnte.

Wibell hatte keine Verwandte, deswegen hatte er vor seinem Tode Aïla und Duvernet zu seinen Erben eingesetzt.

In seinem Testamente hieß es: „Ich vermache ihnen die wenigen zeitlichen Güter, die ich noch besitze, damit sie das heilige Werk, das sie begonnen haben, fortsetzen können. Möge der Himmel ihre Bemühungen segnen; möge die göttliche Religion, in deren Schoß ich sterbe, einst im Innern von Afrika glänzende Früchte tragen."

Duvernet nahm diese Wohlthat als ein Geschenk des Herrn an, es konnte ihm bei der Ausführung seiner frommen Pläne trefflich zu statten kommen, und er konnte sich mit einer Menge von Gegenständen versehen, die ihm bei seiner Rückkehr zu den Yulofi von großem Nutzen sein konnten.

Nachdem er alle seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, begab er sich mit Nelleo und

Aïla nach Rouen, wo die zwei Geistlichen, die an ihrem glorreichen Werke mitarbeiten wollten, auf sie warteten.

Neunzehntes Kapitel.

Die Rückkehr nach Afrika. Episode.

In Havre schifften Duvernet und seine Gefährten sich nach dem Senegal ein. Die Überfahrt war glücklich, das Schiff, worauf sich die befanden, die so lange durch so viele Hindernisse von einander getrennt gewesen waren, blieb vom Sturme verschont.

In Saint-Louis hielten sich unsere Reisenden vierzehn Tage auf, eine Zeit, die sie nützlich anwendeten. Aïla war der Gegenstand des allgemeinen Interesses; ihre Geschichte war überall bekannt, und als man nun noch erfuhr, welchen heiligen Zweck sie mit ihren Landsleuten vorhabe, zollte man ihr eine Bewunderung und eine Achtung, denen ihre Bescheidenheit umsonst auszuweichen suchte. Alles segnete die Vorsehung, die das Glück einer ganzen Nation auf so außerordentlichen Wegen herbeiführte, und das Glück in eine Familie zurückgebracht, auf der das Unglück so schwer gelastet hatte.

Ebenso war der Name Duvernets, sowie auch Ernsts in aller Mund. Einige Abenteurer wollten, verlockt durch das Glück des letzteren und begierig, ebenso hoch zu steigen, als er, sich an Duvernet anschließen und in das von den Yulofi unterworfene Land mitziehen. Aber der kluge Priester, weit entfernt, sie aufzumuntern, erklärte ihnen vielmehr, daß

man sie dort nicht lange dulden würde; mehr bedurfte es nicht, um allen ihren Plan zu verleiden, und Duvernet war hierüber erfreut, denn er fürchtete für den Wohlstand und das Glück der Yulofi nichts so sehr, als die Berührung mit schlechten Christen, welche der Durst nach Glücksgütern an alle Küsten treibt. Nachdem er sich dieser Zudringlichen entledigt hatte, versammelte er die Soldaten, welche er bei seiner Einschiffung nach Frankreich in Saint-Louis zurückgelassen hatte, und machte sich auf den Weg nach dem Gebiet des befreundeten Stammes, wo der größte Teil seiner Begleitung zurückgeblieben war.

Auf dem Wege, der ihn durch das Gebiet einer zahlreichen Völkerschaft führte, wurde er durch ganz besondere Umstände aufgehalten. Die Nation war bei seiner Ankunft in Trauer, und ein Greis, den er um die Ursache der allgemeinen Betrübnis fragte, gab ihm hierüber folgenden Aufschluß:

„Diomar, der einzige Sohn unseres Häuptlings Laïta, war ein gefürchteter Krieger, den sein wilder Mut immer zu dem blutigsten Streite verleitete. Er war ein junger Mann von den wertvollsten Eigenschaften, aber er schenkte solchen Leuten, die einen mysteriösen Gottesdienst lehrten und dadurch das Volk in großem Schrecken erhielten, zu viel Gehör; er begleitete sie oft zur Nachtzeit in die finsteren Höhlen oder in das Dickicht einsamer Wälder, welche die Verehrer eines Gottes, dessen Namen man nicht kennt, für die Neger, die sie Laien nannten, unzugänglich gemacht hatten. Hier setzte er sich nebenan und folgte mit aufmerksamen Blicken den mysteriösen Verrichtungen der Priester, welche in lange Gewänder gehüllt und mächtige Zauberstäbe in den Händen die gefürchteten Schatten einer Menge böser Geister heraufbeschworen. Er fragte sie voll Zutrauen und unbewaffnet um Rat, und glaubte ihren zweifelhaften

Antworten; fest auf den Sieg zählend verließ er mit Tagesanbruch den geheimnisvollen Wald und stellte sich an die Spitze seiner Krieger.

Vor drei Tagen erhielt er den Auftrag, eine feindliche Partei zu bekämpfen, während sein Vater, an der Spitze von zweitausend Mann gegen einen gefürchteten feindlichen Stamm zu Felde zog. Wie gewöhnlich fragte er die Priester seines Kultus über den Ausgang des Kampfes; die mysteriösen Ceremonieen wurden mit ungewöhnlichem Glanze vorgenommen, und die dunkeln Mächte mit einem feierlicheren Tone, als gewöhnlich, beschworen. Aber diesmal blieb in der grausigen Höhle alles stumm, auf die wiederholten Fragen der Priester erfolgte keine Antwort. Diomar geriet darüber in Zorn und beschuldigte seine Götter der Ohnmacht und warf ihnen vor, daß sie ihren ergebensten Diener schändlich verrieten.

Die Betrüger, welche solange das Vertrauen des jungen Kriegers mißbraucht hatten, fürchteten, sein Zorn möchte auf sie fallen, und zogen sich zitternd in das Innere der finsteren Höhle zurück.

In diesem Augenblick vernahm man ein Geschrei des Schreckens. Diomar stürzte eilends aus dem Walde, worin er verborgen war, und begab sich zu seinen Kriegern. Er fand sie von den Feinden überfallen und mit Schrecken fliehend. Da gab er bloß seiner Hitze Gehör, stürzte sich mitten in den dichtesten Haufen, riß die wütigsten seiner Leute mit sich fort und richtete unter den Reihen seiner zahlreichen Gegner ein gräßliches Blutbad an; wer Widerstand leistete, fiel unter seinen Streichen. Seine Unerschrockenheit beschämte die Flüchtlinge, sie kehrten in den Kampf zurück, und der Feind zog sich zurück, indem er seine Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde zurückließ.

Aber dieser Sieg kam uns teuer zu stehen;

mehrere unserer Häuptlinge wurden tödlich verwundet, und Diomar selbst giebt uns wenig Hoffnung des Aufkommens. Ach! Sein Tod wird den sein Vaters zur Folge haben, der arme Greis wird den Verlust seines einzigen Sohnes, den er mehr als sich selbst liebt, nicht überleben.

Wundern Sie sich also nicht mehr, unseren Stamm in Thränen zu sehen: was soll aus ihm werden, wenn seine Helden ihn verlassen? Hören Sie diesen Trauergesang, der bis zu uns dringt, man kann ihn täglich vernehmen. . . . ."

Duvernet fragte den Greis, der ihm dies erzählt hatte, ob er Diomar nicht sehen, seine Wunden untersuchen und ihn in seinen letzten Augenblicken trösten könnte.

„Seine Priester umgeben ihn," antwortete dieser, „sie allein werden diesen letzten Seufzer vernehmen, weil hier keiner mächtig genug ist, sie zu verdrängen; unser Häuptling allein würde sie vertreiben, denn er haßt sie, weil sie ihn seinen Sohn verführt haben, allein er wird zu spät zurückkommen."

Duvernet ließ sich durch diese Worte den Mut nicht nehmen; er wollte sich eben zu dem unglücklichen Diomar begeben, als er plötzlich durch einen Siegesgesang aufgehalten wurde, der von einem benachbarten Gebirge her erschallte und weit in die Thäler hinein tönte. Bald darauf erschien ein triumphierendes Heer, und an seiner Spitze erblickte man den Vater des sterbenden jungen Kriegers.

Der ganze Stamm lief zusammen, noch an der Rückkehr Laïtis zweifelnd; aber dieser Kriegsgesang seiner siegreichen Leute benahm ihnen allen Zweifel und ließ sie auf einen Augenblick ihren Schmerz vergessen.

„Singet, Kinder, singet. Erfüllet die Lüfte mit euerem Freudenruf, daß Himmel und Erde es hören.

Vor dem Schwerte Laïtis flohen die feindlichen Führer; ihre Macht ist gebrochen, wie ein zerbrechliches Rohr, unter der furchtbaren Faust unseres obersten Häuptlings.

Bei seinem Anblick erzitterten die Feinde und sagten zu einander: Wir werden sterben; jedoch kämpften sie, allein umsonst; sie wurden vernichtet, und ihr Blut tränkte die Thäler.

Sie wollten sich mit unserer Beute bereichern, unser Gebiet einnehmen, unseren alten Stamm ausrotten; aber unser Löwe erhob sich, sein Gebrüll gab das Zeichen zum Kampfe; er verfolgte sie unablässig, und als er anhielt, riefen wir: Ihr Vaterland ist unser.

O Laïti, Deine Feinde werden Deinen Zorn nicht mehr erregen. Du hast auf sie die Erde des Todes geworfen, sie schlafen auf immer bei denen, die Deine Stärke getötet hat.

Singet, Krieger, singet. Erfüllet die Lüfte mit euerem Freudenruf, daß Himmel und Erde es hören."

Indessen war Laïti erstaunt. Sein Stamm erwiderte den Ruf seiner Krieger nicht. Betroffen hierüber und irgend ein Unglück ahnend, eilte er herbei und fragte nach seinem Sohne. Keiner sagt ihm, wo er sei; er rief, er suchte ihn, und fand ihn sterbend samt mehreren bereits entseelten Häuptlingen. Die Priester flohen bei seinem Anblick und er blieb allein bei seinem Sohne, den er mit seinen Thränen benetzte.

Das Volk sah seinen Schmerz und wagte nicht, sich zu nähern. Duvernet allein schritt auf den Vater und Sohn zu.

Bei seinem Anblick erhob Laïti sich wütend, und drohte ihm mit dem Tode, wenn er sich nicht entferne.

„Ich bin ein Priester des wahren Gottes," antwortete Duvernet ruhig, „ich will das Leben Deines

geliebten Kindes retten; die Arzneikunst ist mir nicht fremd, vielleicht kann ich ihn den Armen des Todes entreißen."

„Dann sei gesegnet," antwortete Laïti, ergriff die Hand des Missionärs, und führte sie an seine Stirne. „Rette meinen einzigen, meinen vielgeliebten Sohn und ich werde Dir alles bewilligen, was Du begehren magst."

Duvernet näherte sich dem Kranken, untersuchte seine Wunden aufmerksam und verband sie selbst. Hierauf verlangte er, mit Diomar allein gelassen zu werden, indem er sagte, er hoffe, ihn noch retten zu können.

Laïti gab die betreffenden Befehle und zog sich selbst mit leichterem Herzen zurück, und im Vertrauen auf die Worte des weißen Priesters bot er dessen Gefährten sein eigenes Haus zur Wohnung an. Sodann beschäftigte er sich damit, dem Andenken der Tapferen, die unter dem Schwerte der Feinde, an der Seite Diomars, gefallen waren, die gebührende Ehre zu erweisen.

Die ganze Nation wurde zusammenberufen, und die Leichenfeierlichkeiten mit großem Pompe begangen, denn die Gefallenen waren zum größten Teil Häuptlinge, die durch ihre Thaten sich ausgezeichnet hatten.

Nach der Gewohnheit der Neger wurden sie von ihren Freunden und Verwandten nach dem Begräbnisplatze getragen. Dies war ein geräumiges, ganz von Gebüsch überwachsenes und mit frischem Grün bedecktes Thal, wo eine Menge verschiedener Blumen wuchsen. Die Grabhügel machten sich nur durch einen Erdaufwurf und durch sehr niedriges Gesträuch, womit sie umwachsen waren, bemerklich.

Der ganze Stamm begleitete den Leichenzug mit feierlicher Stille; man machte bei einem Staudengehege Halt, in dessen Mitte die entseelten Körper

der Krieger niedergelegt werden sollten. Plötzlich ließ sich eine laute und klagende Stimme vernehmen, die zum großen Wesen betete; sie bat die Gebüsche umher, den irrenden Schatten der Häuptlinge immer frischende Kühlung zu gewähren, sie flehte zu den Blumen, ihre Einsamkeit mit Wohlgeruch zu durchströmen, und zu den Bächen, welche hie und da das traurige Thal durchströmten, daselbst eine angenehme Frische zu unterhalten und Tag und Nacht ihr melodisches Murmeln hören zu lassen.

Nach diesen verschiedenen Gebeten nahmen die vornehmsten Häuptlinge, Laïti an ihrer Spitze, ein wenig Erde in die Hand, die sie der Reihe nach auf den Grabhügeln ihrer Brüder niederlegten.

Einige beraubten sich der kostbarsten Gegenstände, die sie bei sich trugen, um damit die Manen ihrer Freunde zu sühnen, Andere hängten an den Bäumen Pfeile, Bogen und eine Art künstlich gearbeiteter Wurfspieße auf.

Nach Beendigung dieser Ceremonieen schritten zwanzig, durch jugendliche Schönheit ausgezeichnete Neger gegen die zuletzt aufgeworfenen Grabhügel vor, und setzten sich daselbst zugleich nieder; und nach einem Augenblick feierlichen Schweigens stimmten sie zu Ehren der im Kampfe gefallenen Krieger einen Trauergesang an, dessen Refrain der ganze Stamm eine Zeit lang wiederholte.

Sofort entfernte sich die Menge schweigend, nur einige Freunde blieben den ganzen Tag auf den Gräbern derer, deren Verlust sie beweinten.

Indessen pflegte der französische Priester den jungen Diomar aufs sorgfältigste, und war so glücklich, ihn vom Tode zu retten. Als seine Genesung so weit vorgeschritten war, daß er ihn anhören konnte, sprach er ihm von der christlichen Religion vor. Den jungen Krieger begeisterten seine Worte leicht und

bald beklagte er die Blindheit, die ihn verführt hatte, den gefährlichen Grundsätzen seiner Priester Glauben zu schenken; noch vor seiner völligen Herstellung verlangte er, die Taufe zu empfangen, und dieser erste Triumph der Religion war das Signal zu einer Menge anderer.

Der Vater Diomars fügte sich gerne den frommen Wünschen seines innig geliebten Sohnes und wurde Christ, und seinem Beispiel folgte in kurzem der ganze Stamm.

Einer der beiden Geistlichen, welche Duvernet mit sich gebracht hatte, erhielt die Weisung, im Lande zu bleiben und das fromme Werk, das so glücklich begonnen hatte, zu vollenden. Nachdem der junge Missionär auf diese Weise der katholischen Religion bei den Unterthanen Laïtis Eingang verschafft hatte, machte er sich mit Aïla, Nellco und seinen übrigen Gefährten wieder auf den Weg.

Nach einer Tagreise kam er zu dem Stamme, bei dem er den größten Teil seiner Begleitung zurückgelassen hatte. Man erwartete ihn hier mit der größten Ungeduld, und fing sogar schon an, an seiner Rückkehr zu verzweifeln, als er plötzlich erschien. Das Volk, dem er ein Hilfscorps zurückgelassen hatte, das viel zu seinem Siege über seine Feinde beigetragen hatte, hielt ihn mehrere Tage auf und gab zu seiner Ehre mehrere öffentliche Feste, die sich bei seiner Abreise in Trauer verwandelten, denn in der kurzen Zeit, die er bei den Negern zugebracht hatte, hatte er sich durch seine Sanftmut und Menschenfreundlichkeit und durch seine Besorgnis für die Kranken allgemein beliebt zu machen gewußt.

Aïla wurde ebenfalls aufrichtig vermißt; man konnte dieses junge Mädchen nicht genug bewundern, das ihre Kleidung als „barmherzige Schwester“ gleich anfangs zum Gegenstand der allgemeinen Neugierde

gemacht hatte; der Eifer, womit sie den Unglücklichen ihre Leiden erleichterte, hatte bewirkt, daß sie überall gesucht war; jede Familienmutter wollte sie bei sich haben, und die Frauen der Häuptlinge konnten nicht satt werden, sie vom Evangelium und besonders von der heiligen Jungfrau sprechen zu hören; alle wollten ein Andenken von ihr haben, und sie teilte Bilder und einige andere Sachen zur Erinnerung unter ihnen aus.

Man beweinte sie noch lange nach ihrer Abreise, die Mütter zeigten ihren Töchtern die Geschenke, die sie von ihr erhalten hatten und sagten gerührt: „Seid gut und tugendhaft, wie Aïla, helfet, wie sie den Armen, besuchet die Kranken, und euer Leben vergehe unter Wohlthun; so wird euch jedermann lieben, euer Name wird von allen gesegnet werden, und wenn ihr bei dem Besuch eines befreundeten Volkes daselbst ein kleines Geschenk zurücklasset, so wird man es als ein sehr angenehmes Andenken aufbewahren."

Zwanzigstes Kapitel.

Der Neger.

Mehrere Tage zogen die Reisenden dahin, ohne daß ihnen etwas begegnete; sie hatten allein von der Hitze und von einigen reichlichen Regengüssen zu leiden, die sie zwangen, einige Male länger, als ihnen lieb war, im Dickicht der Wälder Schutz zu suchen.

Ungefähr noch dreißig Meilen vom Gebiet der Yulofi entfernt, erfuhren sie von einem jungen Neger, daß die ganze Gegend bis dorthin durch Krieg verwüstet sei.

Es waren mehrere nomadisierende Stämme daselbst zusammengetroffen, und zwischen diesen hatte sich, wie gewöhnlich, ein blutiger Streit erhoben.

Duvernet versammelte alle seine Gefährten, und fragte sie, was unter diesen Umständen zu thun sei. — Einige waren der Meinung, man sollte, ohne sich durch die Erzählung des Negers abschrecken zu lassen, den geraden Weg verfolgen.

Sie sagten: „Wenn wir angegriffen werden, so wollen wir uns verteidigen und zeigen, daß eine kleine Handvoll Yulofi ein ganzes Volk nicht fürchtet. Überdies ist die Gefahr vermutlich nicht so groß, als der Neger uns versichert; die Furcht ließ ihn einige bewaffnete Häufchen von Leuten, die ihren Streit in den Thälern abmachten, für mehrere ganze Stämme ansehen.“

Der junge Neger, dessen Wahrhaftigkeit auf diese Weise in Zweifel gezogen und dessen Mut so verkannt wurde, erhob sich, bekräftigte seine erste Aussage, und erzählte noch neue Einzelnheiten. Er schloß mit den Worten: „Die, welche meine Worte bezweifeln, dürfen mir nur folgen, ich werde sie selbst bis auf eine gewisse Entfernung zu den Feinden führen; sie können hier leicht sehen, ob ich sie getäuscht habe und mich sodann als Verräter behandeln.“

Duvernet billigte den Vorschlag des jungen Negers, und befahl denen, welche sich durch ihre Hitze und ihren Stolz zur Unbesonnenheit hinreißen ließen, sich selbst von dem wahren Stand der Dinge zu überzeugen.

Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und noch am nämlichen Tage machten sich sieben der keckften Yulofi unter Führung des Negers auf; noch vor Nacht kamen sie zurück mit der Nachricht, daß die Gefahr sehr groß sei und daß ihr Mut ihnen höchstens einen ehrenvollen Tod sichern könnte, wenn

sie darauf beständen, mitten durch die zahlreichen Feinde, die die ganze Gegend umschwärmten, hindurchzudringen.

Man mußte nun den Reiseplan ändern und einen langen Umweg nach dem Gebiete der Yulofi einschlagen, allein wer mochte sich getrauen, die Reisenden glücklich durch die unbekannten Gegenden zu führen? Wer mochte ihnen versprechen, sie glücklich durch die übrigen Gefahren durchzuhelfen?

Der Neger, der ihnen aus der ersten Gefahr geholfen hatte, erbot sich abermals zu ihrem Führer.

„Ich kenne," sagte er, „die Gegend, durch die wir kommen werden, genau, und wenn ihr mich nur nach Gutdünken machen lasset, so wird uns kein Unglück zustoßen; ehe drei Tage vergehen, kommen wir zu einem edelmütigen und mächtigen Volke, wo ihr eine edle Gastfreundschaft treffen werdet."

„Wie heißt dieses Volk?" fragten die Yulofi, welche bei dem Prädikat „mächtig" ein wenig stutzten.

„Man heißt sie die Fulanen; und ich wiederhole es, daß sie das mächtigste Volk in dieser ganzen Gegend sind."

„Das ist nicht wahr," sagten die Yulofi, „wenn Du die Yulofi kenntest, so würdest Du nicht so sprechen. Schon als Kinder erfuhren wir die Geschichte der Fulanen, und wir wissen, daß dieser Stamm nur durch einige unbedeutende Siege und durch seine Grausamkeiten ausgezeichnet ist."

„Ich weiß recht wohl, daß die Yulofi die Brimoren besiegt haben, was fernhin Schrecken verbreitete; auch hat man mir gesagt, daß sie in ihren Schlachten von einem unverwundbaren Weißen angeführt werden, daß sie eine junge, sehr weise Königin haben, und daß ein europäischer Priester alle ihre Kranken heile, und ihnen Gesetze gebe, die ihre Macht für immer befestigen müssen; aber ich bleibe nichts=

destoweniger dabei, den Ruhm der Fulanen zu erheben. In euerer Kindheit hat man euch ihre Geschichte erzählt, aber seit jener Zeit sind mehrere Jahre verflossen; ihr wurdet groß und stark, die Fulanen wurden ebenfalls groß und furchtbar. Ein großer König, mit Namen Navné machte sie zu dem, was sie jetzt sind, und dieser König beherrscht sie noch. Könnte er ewig leben, um ihr Glück zu erhalten! Ich bin zwar kein Unterthan von ihm, aber ich werde es bald werden, denn ich kann nicht lange ohne Vaterland und ohne eigenen Herd leben."

Bei Tagesanbruch brachen sie wieder auf, geführt von dem jungen Neger, den Duvernet nicht mehr von seiner Seite ließ, denn er hatte ihm das lebhafteste Interesse eingeflößt. Er fragte ihn über seine Geburt und sein bisheriges Leben. Der Neger erfüllte seinen Wunsch gerne, und begann seine Geschichte also: „Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich weder Vaterland noch Heimat habe. Als Knabe von acht Jahren schon stand ich allein in dieser Welt und hatte alle meine Lieben verloren. Ich kenne den Ort meiner Geburt nicht, und umsonst würde ich die herrliche Gegend aufsuchen, wo meine ersten Jahre unter einem gutmütigen und gleichsam eine einzige Familie bildenden Volke verstrichen. Sein Glück war von kurzer Dauer. Ein grausames feindliches Volk drang in sein Land, verbrannte seine Hütten und schleppte alle Einwohner, deren es habhaft werden konnte, in die Gefangenschaft, um sie sofort an die Weißen zu verkaufen.

Meine Angehörigen entgingen der unglücklichen Gefangenschaft und fanden in einem von Schluchten und Abgründen durchschnittenen Walde eine Zuflucht. Hier wohnten sie eine Zeit lang kümmerlich und starben vor meinen Augen langsam dahin; ich verlor nach einander meinen Vater und meine zwei älteren

Brüder. Ich blieb allein mit meiner Mutter, die durch Trauer und Leiden bald in eine gefährliche Krankheit verfiel; ich wurde nun trotz meinem zarten Alter ihre Stütze und jeden Morgen verließ ich sie, um da und dort Früchte zu sammeln, die unsere ganze Nahrung ausmachten. Ich kam jedesmal sehr müde von meinen Wanderungen zurück, aber in den Armen meiner Mutter, die bei meiner Rückkehr mich immer mit neuen Liebkosungen empfing, vergaß ich leicht meine Mattigkeit. Ach! diese angenehme Vergelterin wurde mir bald geraubt!

Eines Morgens ging ich früher als gewöhnlich aus, während meine Mutter noch schlummerte. Ich wollte die längere Zeit benützen, um an einem entfernteren Platze neue und bessere Früchte zu pflücken. Ich besuchte deshalb ganz entschlossen solche Plätze, die ich bis dahin nicht zu betreten gewagt hatte. Ich kam zu einer Grotte von lachendem Anblick und setzte mich auf einen umgekehrten Baumstamm, um meine Blicke bequem überallhin senden zu können, in der Hoffnung, irgend eine neue Frucht zu entdecken; mein forschendes Auge schweifte von Baum zu Baum, ohne noch etwas entdeckt zu haben, als ich unfern von mir einen seufzerähnlichen Laut vernahm. Ich erhob mich ganz bestürzt, und indem ich mich dem Orte zuwandte, woher ich den Ton vernommen hatte, erblickte ich zwei junge wilde Tiere mit rotgelben Haaren, die an einem kleinen Hügel lagen. Aus den Anstrengungen, die sie machten, um aufzustehen, schloß ich, daß sie nicht gehen könnten, und näherte mich ihnen furchtlos. Es waren junge Löwen, aber sie blickten mich so sanft an, daß ich furchtlos näher trat und sie mit der Hand streichelte. Bald wurde ich kühner, ich wandte sie nach allen Seiten, und es machte mir Vergnügen, sie zum Spielen mit mir aufzureizen, ich bedeckte sie mit Küssen, als sich plötzlich eine Löwin

in einiger Entfernung zeigte. Ich stieß einen Laut des Schreckens aus; sie schien die Ursache davon zu erraten, und trat einige Schritte zurück, wie um mich zu beruhigen, allein meine Furcht nahm im Angesicht dieses furchtbaren Tieres immer mehr zu und ich wagte nicht mehr zu fliehen. Um sie für mich zu gewinnen, setzte ich meine Liebkosungen gegen die Jungen fort, und ich bemerkte in ihrem Blicke eine Art Befriedigung. Sie legte sich auf den Boden und sah unserer Unterhaltung zu, die ich drei Stunden lang forttrieb, indem ich nicht wagte, damit aufzuhören, aus Furcht, ihren Zorn gegen mich zu erregen. Zum Glück entfernte sich die Löwin nach dieser langen Zeit, und ich benützte ihre Abwesenheit zur Flucht, und kehrte zu dem Boabab zurück, der bis dahin meiner Mutter zum Aufenthalt gedient hatte. Denken Sie sich meinen Schmerz, als ich niemanden mehr in diesem Baume traf: was war aus meiner Mutter geworden! Ohne Zweifel hatte mein langes Ausbleiben ihre Besorgnis erregt, und sie hatte ihren Zufluchtsort trotz ihrer Krankheit und Schwäche verlassen, um mich aufzusuchen. Erst um Mittag antwortete sie auf mein Rufen, und ich sah sie wieder, aber ganz entkräftet und dem Tode nahe.

Sie weinte Freudenthränen, während sie mich in ihre Arme schloß, und sagte außerordentlich gütig: Mein Sohn, da ich diesen Morgen Dich nicht zurückkommen sah, fürchtete ich, es möchte Dir ein Unglück begegnet sein; ich verließ deshalb den Boabab, um Deiner Spur zu folgen und Dich noch einmal an mein Herz zu drücken, denn bei meinem Erwachen sah ich den Tod vor Augen, und wir müssen uns in kurzem trennen; morgen werde ich zu Deinem Vater und zu Deinen Brüdern kommen, und Du wirst allein auf der Erde zurückbleiben, mein armes Kind!

Was soll dann aus mir werden, Mutter! rief ich, indem ich mich in ihrem Schoße barg.

Ach! mein Sohn, das große Wesen allein kann dieses wissen; höre mich jedoch: Wenn ich nicht mehr sein werde, so verschließe den Eingang zu diesem Boabab, wo ich sterben werde, sorgfältig, und bewohne den nächsten Baum, den Dein Vater für Deine beiden Brüder ausgehöhlt hat; dort bleibe, bis Du groß und stark bist. Nachdem Du bei Deinem Erwachen das große Wesen angerufen hast, gehe vorsichtig nach Früchten, Deiner Nahrung, aus, aber verlasse diese Gegend nicht, ehe Dein Arm diesen Baumast zerbrechen kann. Sodann begieb Dich zu den befreundeten Negern, wo Du ohne Zweifel wieder einen eigenen Herd finden wirst . . .

Meine Mutter konnte nicht weiter sprechen, sie schloß mich noch einmal lange in ihre Arme und kehrte erst am Abende in den Boabab zurück, wo ich sie am folgenden Morgen entseelt fand.

Ich folgte ihrem letzten Willen und verließ meinen Zufluchtsort nicht mehr, solange es schönes Wetter war; aber als ich keine Früchte mehr hatte und von einem gräßlichen Hunger gepeinigt wurde, wagte ich mich in die Nähe der Grotte, bei der ich die beiden jungen Löwen entdeckt hatte, ich hoffte, meinen Teil von der Nahrung zu bekommen, die ihre Mutter ihnen jeden Tag zutrug. Als die Löwin mich mit ihnen spielen sah, hielt sie sich, wie das erste Mal, in weiter Entfernung. Sodann verschwand sie und kam bald wieder zurück mit einer Art Wildpret, das sie in drei Teile teilte. Ich glaubte von dem Mahle ausgeschlossen zu sein, das sie ihren Jungen bereitete, und machte mich auf die Seite; aber sie kam langsam auf mich zu und legte mir den Teil zu Füßen, den sie nach meiner Ansicht für sich selbst bestimmt hatte. Da ich dieses Fleisch nicht kochen

konnte, so verzehrte ich es ganz blutig, und der Hunger ließ es mir trefflich schmecken; von da an kam ich jeden Tag zu derselben Stunde zu der Grotte, und jedesmal ließ die Löwin mich an dem Mahle ihrer Jungen teilnehmen. Ungefähr nach drei Monaten verschwand sie mit dem stärksten derselben, und ich blieb mit dem, den ich am liebsten hatte, allein. Meine Liebkosungen und meine Zärtlichkeit fesselten ihn ganz an mich und er wurde mein unzertrennlicher Gefährte; mit ihm durchstreifte ich den Wald, und gewann während der schönen Jahreszeit meine Nahrung von den Bäumen, während ich meinen Gefährten anwies, zur Zeit der Not für meinen Unterhalt zu sorgen. Gerne hätte ich den Wald verlassen, allein die letzten Worte meiner Mutter hielten mich immer daselbst zurück, und umsonst versuchte ich es, den Ast zu zerbrechen, was das Signal zu meiner Freiheit war. Endlich besiegte meine Kraft das Hindernis, das mir im Wege stand, ich zerbrach den Ast, und noch an demselben Tage wandte ich mich mit meinem treuen Gefährten einem benachbarten Stamme zu.

Die Fulanen waren das erste Volk, auf das ich stieß; ich entschloß mich, bei ihnen zu bleiben, allein mein Löwe war dagegen, was er folgendermaßen kundgab: er lief davon, sobald er mich in eine Wohnung eintreten sah, wo man mir Gastfreundschaft angeboten hatte. Ich lief ihm nach und brachte ihn nur mit Mühe zu dem braven Fulanen zurück, der mich aufnehmen wollte; allein am folgenden Tage lief er wieder davon. Da ich mich nicht von ihm trennen wollte, so gab ich meinen Plan auf und entschloß mich, ihm in die Wälder zu folgen. Mehrere Jahre schweiften wir miteinander überall umher; wir verteidigten uns gegenseitig, schonten die armen Neger, die uns begegneten, und griffen bloß die wilden Tiere an.

Erst vor einigen Tagen verlor ich meinen Gefährten in einem schrecklichen und traurigen Kampfe mit einem Tiger. Dieses meines Jugendfreundes beraubt, schickte ich mich von neuem an, die Gesellschaft von meinesgleichen aufzusuchen, als ich euch begegnete; ich hoffe, daß diese Gesellschaft mir eben solchen Frieden und ein eben so großes Glück sichert, als ich bei einem Löwen fand. Die Menschen haben sich teilweise so bösartig gegen mich gezeigt; jedoch setze ich mein Vertrauen auf den Edelmut der Fulanen; wenn sie mich unter ihnen leben lassen, so werde ich daselbst meine Tage im Frieden beschließen."

„Du darfst mich nicht mehr verlassen," sagte Duvernet zu dem jungen Neger, „Du wirst an mir einen Freund finden und die Yulofi werden eben so gastfreundlich gegen Dich sein, als die Fulanen."

Duvernet unterhielt sich noch lange mit seinem Gefährten, und brach diese Unterhaltung bloß dann ab, als er sich wieder mit den Yulofi vereinigen wollte. Man näherte sich dem Gebiet der Fulanen; Duvernet verlangte ein Volk kennen zu lernen, wo er Gelegenheiten zu finden hoffte, Gutes zu thun, und fragte den Neger noch über mehrere Gegenstände, worüber ihm dieser Aufschluß gab.

Einundzwanzigstes Kapitel.

König Naoné.

Der Neger begann seine Erzählung also:

„Die Fulanen werden, wie mir der Greis sagte, der mich so gastfreundlich aufnahm, von einem weisen

Könige Namens Naoné beherrscht; er ist gelehrt und hat viele Länder durchreist in Gesellschaft einer unserer Landsleute, der sogar in Europa gewesen ist.

Bei seiner Rückkehr zu dem Stamme fand Naoné die Fulanen in einer großen Bewegung. Seit seiner Abreise waren bedeutende Veränderungen eingetreten. Die aufrührerischen Häuptlinge, welche sein Vater unterworfen hatte, hatten sich insgeheim gegen den Sieger verbunden, und nach mehrmonatlicher Beratung plötzlich die Fahne der Empörung geschwungen.

Sévaris, so hieß der Vater Naonés, war auf dieses Ereignis nicht gefaßt, dessenungeachtet verließ sein Mut ihn nicht; er raffte in der Eile einen schwachen Teil seines Heeres zusammen und zog gegen die Rebellen. Sogleich entspann sich der Kampf, und Sévaris hätte, trotz der Überlegenheit des Feindes, den Sieg davongetragen, wenn nicht ein unbesonnenes Manöver eines seiner Anführer ihn denselben entrissen hätte. Naoné erfuhr die Gefahr, worin der Stamm schwebte und raffte seine treuen Krieger zusammen.

Der junge Fürst setzte, ohne sich durch die möglichen Gefahren aufhalten zu lassen, seinen Weg keck fort. Seine Ankunft bei den äußersten Wohnsitzen der Yulofi erregte einen plötzlichen Aufstand; das Volk, welches geschwiegen hatte, solange es niemanden um sich sah, der sich an seine Spitze stellen und es von dem lästigen Joche befreien konnte, womit es bedroht war, brach beim Anblick des Sohnes seines Königs in lauten Jubel aus und ließ seine Hoffnungen laut werden. Es erhob sich und stellte sich unter seine Fahnen; der Abfall verbreitete sich weiter, und bald sah sich Naoné an der Spitze eines Heeres, mit dem er das Feld behaupten konnte.

Zwei feindliche Anführer marschierten ihm entgegen; er schlug sie und zog auf die Stadt der

Fulanen los, wo die Feinde alle ihre Streitkräfte vereinigt hatten. Als Sévaris von der Rückkehr seines Sohnes und seinem eilenden Anmarsche hörte, verließ er seinen Zufluchtsort und rückte ebenfalls an der Spitze seiner Soldaten gegen die Stadt an.

Die verbündeten Häuptlinge verbargen die Furcht, welche der Anmarsch Naonés und seines Vaters bei ihnen erregte; sie teilten ihre Truppen in zwei Teile, welche gegen Sévaris und seinen Sohn abgesandt wurden. Aber sie wurden wiederholt auf beiden Seiten geschlagen, und jäher Schrecken befiel alle Aufrührer.

Indessen glaubten die Bewohner der Hauptstadt, die bis dahin es nicht gewagt hatten, sich für ihren Herrn zu erklären, die Stunde sei gekommen, sich von ihren Unterdrückern zu befreien. Sie verjagten dieselben aus ihren Mauern, und in kurzem zogen Sévaris und Naoné daselbst unter dem Zuruf einer unermeßlichen Menschenmenge als Sieger ein. Die erste Handlung des Königs war die, daß er eine allgemeine Amnestie verkündigte; die Haupträdelsführer der Empörer waren allein davon ausgenommen, sie wurden zur Verbannung verurteilt und entfernten sich in aller Eile auf immer aus einem Lande, über das sie Verwirrung und Unglück gebracht hatten.

Sévaris ließ es sich angelegen sein, alle Wunden des Krieges zu heilen und seinem Volke den Wohlstand und das Glück wieder zu geben, die es in der letzten Zeit entbehrt hatten; seine Sorgfalt, sein Eifer und seine Weisheit wurden mit dem schönsten Erfolge gekrönt, das Volk der Fulanen sah seinen Wohlstand von Tag zu Tag zunehmen und seinen Namen berühmter werden.

Als Sévaris das Glück seiner Unterthanen gesichert sah, gedachte er, die letzten Jahre seines Lebens

in Ruhe und Einsamkeit hinzubringen. Er sah in seinem Sohne einen Nachfolger, der fähig war, das öffentliche Wohl zu erhalten und sogar noch zu vergrößern; aus diesem Grunde brachte er gerne seine Krone zum Opfer und stieg vom Throne. Er versammelte deshalb sein Volk und erklärte ihm seinen Entschluß. Kaum hatte er denselben ausgesprochen, als ein allgemeiner Ruf des Schmerzes gehört wurde. Man umringte ihn und drang von allen Seiten mit der Bitte in ihn, sie doch ja nicht zu verlassen.

Da gab er zur Antwort: Ich werde immer bei euch bleiben, mein Aufenthaltsort soll nahe bei der Stadt sein, und die von euch, welche mich daselbst besuchen wollen, werde ich immer so aufnehmen, wie bisher. Mein Verzichten auf den Thron darf bei euch keine Mutlosigkeit erregen, denn ich werde an meinem Sohne Naoné einen Nachfolger haben, den ihr alle liebt, und der geschworen hat, sich ganz für euer Glück und eueren Ruhm aufopfern zu wollen.

Sévaris sprach noch lange zu den Fulanen über die Pflichten der Unterthanen und der Herrscher, und seine Rede wurde mehrmals von Thränen und Beifallsbezeigungen unterbrochen. Vor allem stellte er ihnen vor, daß Achtung, Gehorsam und Treue gegen ihr Oberhaupt die wichtigste Pflicht der Unterthanen sei, daß sie aufrührerische Pläne meiden sollten, und daß Aufruhr nicht nur ein großes Verbrechen, sondern auch eine große Thorheit sei, da er, statt den Aufrührern die Freiheit zu verschaffen, dieselben sehr oft in die härteste Sklaverei bringe, je nachdem der Sieg auf eine Seite falle; und daß endlich Frieden und Einigkeit die Stützen des Glückes seien.

Hierauf stellte er seinen Sohn dem Volke vor, setzte ihn auf den Thron und rief aus: Fulanen, sehet da eueren König, schwöret mir, ihm treu zu sein bis in den Tod.

Die Fulanen schwuren ihrem neuen Herrscher alle Treue. Sévaris veranlaßte hierauf seinen Sohn, seinem Volke eine unbegrenzte Ergebenheit und eine väterliche Liebe zu schwören.

Naoné that gerne, was sein Vater verlangte. Er hielt eine vorzügliche Rede an sein Volk, die den entschiedensten Eindruck auf die Versammlung machte.

Man trennte sich hierauf, um die gebräuchlichen Festlichkeiten anzuordnen, und es wurden Boten in alle Teile des Reiches ausgesandt mit der Nachricht von der Thronbesteigung Naonés.

Nachdem Sévaris also auf sein hohes Amt verzichtet hatte, zog er sich in eine hübsche Wohnung zurück, die er auf einem sehr angenehmen und gesunden Platze hatte erbauen lassen, wo er wie ein einfacher Privatmann lebte und sich so wenig als möglich in die Staatsangelegenheiten mischte. Wenn man ihn übrigens um Rat fragte, was in schwierigen Lagen immer geschah, gab er Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen und immer folgte man seinem Rate.

Er lebte noch viele Jahre in seiner glücklichen Abgeschiedenheit. Sein Tod wurde von allen Fulanen beweint, bei denen das Andenken an diesen guten König nie verlöschen wird. Naoné ließ, um sein Andenken zu ehren, ihm ein prächtiges Grabmal bauen, das ihr am Ende der Stadt sehen könnt; aber er begnügte sich nicht damit, bloß diesen Beweis seiner kindlichen Ehrfurcht zu geben, er hielt mit Recht das für das sicherste Mittel, den Namen seines Vaters zu verherrlichen, wenn er, wie jener, weise und gerecht regierte und in seine Fußstapfen träte.

Ihr könnet die Fulanen selbst fragen, und sie werden euch sagen, daß sie das glücklichste Volk auf der Erde sind. Naoné opferte sich immer für sie auf, und die guten Gesetze, die er ihnen gab, sind nur ein Teil seiner Wohlthaten.

Die Tugend, welche die Fulanen am höchsten ehren, ist die Gastfreundschaft, ihr werdet die Erfahrung davon machen. Ihr werdet, wie ich selbst früher, mit einer Güte und einem zuvorkommenden Wesen aufgenommen werden, das euch lebhaft ansprechen wird. Eilen wir nun, in dieses friedliche und glückliche Reich zu gelangen, wir wollen noch eine Zeit lang die drückende Hitze aushalten, um sodann bei den Fulanen desto länger ausruhen zu können."

So schloß der junge Neger seine Erzählung, der man aufmerksam zugehört hatte. Die Yulofi, welche die Geschichte Naonés lebhaft interessiert hatte, erhoben sich plötzlich und setzten die Reise fort, begierig, wie sie waren, sich der Gastfreundschaft zu erfreuen, die ihnen ihr Führer versprach.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Duvernet verhindert den Krieg.

Duvernet und seine Gefährten kamen in der von dem Neger bestimmten Zeit auf dem Gebiet der Fulanen an. Ihr Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als sie beim Durchzug durch die volkreichen Felder auf allen Seiten eine außerordentliche Bewegung gewahr wurden; die Krieger setzten ihre Waffen in brauchbaren Stand und aller Orten ertönten Kriegsgesänge. Die Fulanen waren also nicht mehr dieses glückliche Volk, das sich unter der Regierung Naonés der Segnungen des Friedens erfreute.

Ein Einwohner, gegen den sie ihr Erstaunen äußerten, gab ihnen folgendes als Grund der allgemeinen Bewegung an.

„Ihr habt recht, über den kriegerischen Anblick, den unser Land darbietet, erstaunt zu sein. Seit dem Sturze der Tyrannen, welche der große Sévaris besiegte, lebten wir immerwährend im tiefsten Frieden. Naoné, den wir alle lieben, denn er befördert unser Glück, strebt auch danach, uns Ruhm zu verschaffen, er hat von den Yulofi und von ihrem Triumph über die Brimoren gehört, und fürchtet nun, dieser Sieg möchte sie verblenden und dazu verleiten, die Ruhe seines Reiches zu stören. Er will ihnen zuvorkommen und ihre Macht vernichten, solange es vielleicht noch Zeit ist, um nicht später sich der Gleichgültigkeit anklagen zu müssen. Der vernünftige und edle Fürst täuscht sich, wie ich glaube, über die Absichten der Yulofi. Einige Höflinge mögen ihn überredet haben, sein Ruhm erfordere es, ein Volk zu bekämpfen, dessen Stärke so merklich zunähme. Ein Weißer, der sich durch Mut und Gewandtheit auszeichnet, führt die Yulofi an, und Naoné will über sie triumphieren: geschieht dies vielleicht, um sagen zu können, daß es auf der ganzen Welt keinen so tapferen Mann giebt, als er? Ach! was wird dieser Ruhm, nach dem er strebt, ihm nützen? Was werden wir selbst davon haben? Warum gegen ein Volk zu Felde ziehen, das uns nie geschadet hat, das ferne von uns seine Macht und seinen Wohlstand zu sichern sucht? Der Sieg, wenn wir ihn nämlich davontragen, wird uns keine Früchte bringen. Unterliegen wir, so wird unser Ruf darunter leiden, und die benachbarten Stämme werden es wagen, in das Land eines Volkes einzudringen, das sie nicht mehr für unbezwinglich halten. Wenn Sévaris noch lebte, würde dieser Krieg nicht statthaben und die Unruhe wäre uns erspart, in welche uns die Erwartung vom Ausgang des bevorstehenden Feldzuges versetzt."

Diese Worte des Fulanen setzten die Yulofi und den Bruder Ernsts in Erstaunen.

Dieser letztere glaubte den Namen seiner Gefährten nicht verschweigen zu dürfen, und er fragte, ob es nicht deshalb für sie gefährlich werden dürfte, sich weiter ins Land hineinzubegeben, worauf er die Antwort erhielt: „Ihr könnet im ganzen Reiche frei umhergehen; ihr seid zwar Yulofi, aber ihr kommt als Freunde hieher; ihr seid Reisende, man wird euch verbindlich aufnehmen. Ich möchte sogar zu euch sagen: Begebet euch schleunigst in die Stadt Naonés; sehet diesen Fürsten, sprechet mit ihm und versichert ihn von den friedlichen Gesinnungen euerer Nation. Saget ihm ohne Furcht, daß das Volk Böses von diesem Kriege prophezeit, daß es den Frieden wünscht und daß der Tag, wo diese große Bewegung aufhört, ein Festtag für das ganze Reich sein wird. Entlarvet die Schurken, die ihn in diesem Punkte täuschen, und verhindert den Ausbruch eines Krieges zwischen zwei mächtigen Nationen, die geschaffen sind, einander zu achten und sich zu vereinigen, weil beide eine solche Stellung haben, daß sie einander nicht zu schaden brauchen."

Duvernet billigte den Rat des Fulanen und reiste sogleich nach der Stadt ab, in der Hoffnung, Naoné auf friedliche Gesinnungen zu bringen.

Seine und seiner Gefährten Ankunft erregte bei den Fulanen und hauptsächlich bei Hofe großes Erstaunen. Man nahm sie jedoch gütig auf und stellte ein großes Haus zu ihrer Verfügung. Der König, begierig, sie zu sehen, ließ sie zu sich in seinen Palast bitten, nachdem er ihnen zuvor einige Stunden Ruhe gegönnt hatte. Er empfing sie in seinem Prunksaale, umgeben von seinem großen Hofstaat und seine Schwester Phatonée zu seiner Rechten.

Duvernet näherte sich zuerst begleitet von dem Prediger, den er aus Frankreich mitgebracht hatte, hierauf folgten Aïla und Nelleo, sodann in guter

Ordnung alle Yulofi, deren edle und kriegerische Haltung allgemeine Bewunderung erregte.

Naoné grüßte sie mit Anstand und sagte dann mit erhobener Stimme: „Ihr seid hier unsere Freunde, ihr könnt im Frieden euch in unserer Stadt aufhalten, solange ihr wollet und es soll euch an nichts mangeln, denn ihr seid nicht gekommen, um uns zu bekriegen, sondern als Gäste. Ich stelle es euch übrigens frei, in euer Vaterland zurückzukehren, wenn ihr euch von allen eueren Strapazen erholt haben werdet, denn ihr gehört zu den Tapferen und die Yulofi werden eueres Beistandes und eueres Mutes bedürfen. Ich werde einige Tage nach euch dort ankommen, und wir werden uns auf dem Schlachtfelde wieder sehen; saget eueren Brüdern, sie mögen sich wohl zum Kampfe rüsten, denn meine Truppen sind zahlreich und mutig."

„Sohn des großen Sévaris," nahm nun Duvernet das Wort, „hast Du denn die weisen Lehren Deines Vaters vergessen? Hast Du umsonst das ganze Land bereist und bist Du nicht weise genug, um den Schlingen zu entgehen, in welche einige Schmeichler Dich gelockt haben? Kennst Du den Wert des Friedens nicht besser und ziehst Du Deinen Ruhm dem Glück Deines ganzen Volkes vor? Was haben die Yulofi Dir gethan, daß Du sie bekriegen willst? Willst Du sie dafür züchtigen, daß sie die Macht eines grausamen und gesetzlosen Stammes gebrochen haben? Glaube mir, Naoné, die Yulofi sind mächtig und Deine Rüstungen erschrecken sie nicht. Sie wissen zu streiten und zu siegen, wie ihr; eine Menge Übel wird aus einem blutigen Kriege erwachsen; zwei edle Nationen, die sich innig miteinander verbinden sollten, werden lange Zeit ohne Erfolg sich aufreiben, und Du allein bist schuld daran; Du wirst das Glück Deines Volkes zerstören, das

Deine Anordnungen bereits mit Schrecken erfüllt haben und der Himmel wird, um Dich zu strafen, Dir vielleicht nicht einmal mehr Zeit lassen, das Unglück wieder gutzumachen, dessen Urheber Du sein wirst."

Diese kühnen Worte setzten Naoné in Erstaunen, seine Miene nahm einen strengen Ausdruck an, als er antwortete: „Wer bist Du, Fremdling, daß Du so zu Naoné sprichst? Gerne höre ich auf Rat und Tadel, aber wissen will ich, ob man das Recht hat, ihn mir zu geben."

„Frankreich ist mein Vaterland und ich bin ein Priester des Gottes der Christen," antwortete Duvernet.

Bei diesen Worten verschwand der strenge Ausdruck in dem Gesichte Naonés und er erwiderte mit seiner gewohnten Leutseligkeit: „Du stammst aus dem Lande der Krieger, und bist ein Priester der Christen; ich schenke Dir meine Achtung und mein Zutrauen. Aber warum hast Du denn Dein Vaterland verlassen, um unter den Yulofi zu leben, denen Du, woran ich jetzt nicht mehr zweifle, die Gesetze gegeben hast, worüber ich eifersüchtig bin?"

„Die Yulofi wiesen mich nicht ab, als ich ihnen den Frieden predigte, ich bin ihr Freund geworden, und mein Bruder stellte sich an die Spitze ihres Heeres. Man hat Dir dies Volk mit den falschesten Farben gemalt; man hat Dir gesagt, daß es die Nachbarstämme vernichten und die fernsten Völkerschaften unterjochen wolle, während es doch nichts so sehr liebt, als Frieden und Ruhe. Es fiel ihm noch nie ein, seine Nachbarn zu beunruhigen; wenn es kämpfte, so geschah es erst, nachdem es alle Wege zum Frieden eingeschlagen hatte; ich bürge Dir für seine friedlichen Gesinnungen, und die christliche Religion, die es in kurzem annehmen wird, wird ein neues Pfand

seiner Ruhe und seiner Liebe zu den Nachbarvölkern sein."

Naoné erhob sich bei diesen Worten, wandte sich gegen zwei seiner Höflinge, und sagte: „Ihr seid es, die mir die Versicherung gaben, daß die Yulofi uns mit einem Kriege bedrohen; ihr habt mir ein so schreckliches Gemälde von ihrer Eroberungssucht gemacht; ein christlicher Priester sagt euch, daß dies alles falsch ist, was sagt ihr dazu?"

Die beiden Höflinge schwiegen, und ihr Schweigen sprach ihnen ihr Urteil.

„Ihr seid schuldig," nahm der König wieder das Wort, „ihr habt mein Vertrauen mißbraucht, ich entziehe es euch deshalb und befehle euch, auf immer diesen Ort zu verlassen, wo Gleißnerei und Schmeichelei nie hätte Eingang finden sollen."

Die Schuldigen entfernten sich voll Verwirrung. Als sie fort waren, bemerkte der König Befriedigung in aller Miene, woraus er ersehen konnte, daß er gut daran gethan hatte, den beiden Schmeichlern seine Gunst zu entziehen, die ihn verderben wollten, indem sie ihn zu einem Kriege aufmunterten, den das Volk mißbilligte. Er bot Duvernet einen Sitz neben sich an, während Phatoée Aïla an ihrer Seite Platz nehmen ließ; und Naoné bat nach einer langen Unterhaltung den weißen Priester, ihm die Geschichte seiner Reisen zu erzählen. Duvernet fügte sich gerne diesem Wunsche und benützte diese Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums. Man hörte ihm begierig zu, die Wirkung, welche seine Worte hervorbrachten, befestigte den guten Priester in dem Gedanken, daß seine Bemühungen im Reiche der Fulanen nicht fruchtlos sein dürften. Der König, der ihn bereits lieb gewonnen hatte, bot ihm seine eigene Wohnung an; aber der bescheidene Geistliche schlug diese Ehre aus und zog sich mit seinen Gefährten in die Wohnung

zurück, die man ihnen angewiesen hatte. Aïla allein blieb bei der Prinzessin Phatoée, welche sie von da an wie eine geliebte Schwester behandelte.

Den folgenden Tag ließ der König Naoné in seinem ganzen Reiche bekannt machen, daß der Frieden nicht gestört werden sollte, und daß an die Stelle des Krieges in kurzem ein Friedensbündnis zwischen den Fulanen und Yulofi treten werde.

Diese Nachricht verursachte allgemeine Freude im Lande. Die Unruhe verschwand, Freude zeigte sich auf allen Gesichtern und die Lustbarkeiten begannen wieder; das Lob des Königs tönte von aller Munde, sowie auch das des weißen Priesters, der zwei mächtige Nationen vor den Schrecken des Krieges bewahrt hatte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Aïla und Phatoée.

Naoné und sein Volk bestätigten Duvernet die gute Meinung, die er vom Reiche der Fulanen gefaßt hatte. Sie versäumten nichts, ihm den Aufenthalt bei ihrem Stamme so angenehm als möglich zu machen, und ihn zu einer Verlängerung desselben zu bewegen; sie sandten an die Königin Osmalie und an Aimaï mehrere Gesandte mit der Nachricht ab, daß Aïla wieder in Afrika angekommen sei.

Duvernet zeigte sich dankbar für alle die Sorgfalt; mit welcher er und seine Gefährten behandelt wurden. Als er sah, daß die Fulanen und Naoné einmal günstig für die christliche Religion gestimmt

waren, so bot er alles auf, sie zur Ablegung ihres Glaubens und zur Annahme der Taufe zu bewegen. Anfangs wollte es ihm damit nicht recht glücken, aber ein außerordentliches Ereignis gab das Zeichen zu einer allgemeinen Bekehrung.

Aïla war bei der tugendhaften Phatoée, von der sie nicht mehr wich, nicht unthätig geblieben; sie hatte die Freundschaft, welche diese Prinzessin ihr erwies, dazu benützt, sie in der Religion zu unterrichten. Die verständige Phatoée hörte der Tochter Aimaïs mit Vergnügen zu, allmählich verschwanden ihre Vorurteile, und es kam der Tag, wo sie sich Aïla ans Herz warf und sagte: „Ich will eine Christin werden, wie Du, und gleich Dir mich dem Dienste der Armen und Kranken weihen.“

Dieser Entschluß wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, und als Duvernet in den Palast ging, und bei dem Könige anfragte, ob er wohl nichts dagegen hätte, wenn seine Schwester sich öffentlich taufen ließe, erhielt er die Antwort: „Ich wünsche, daß mein ganzes Volk Zeuge dieser Ceremonie sei, ich selbst werde derselben beiwohnen, ja, ich werde noch mehr thun: in einiger Zeit werde ich dem Beispiel Phatoées folgen. Ihr habt durchaus nichts zu fürchten und könnt nach Belieben handeln.“

Duvernet that alles, um die Ceremonie so feierlich als möglich zu machen, und der Tag, wo die Schwester des Königs sich taufen ließ, war ein Festtag für die ganze Stadt. Diese wichtige Bekehrung hatte die einer Menge Landeseinwohner zur Folge, die auf eigene Kosten und wie durch einen Zauberschlag eine kleine Kirche bauten, wo das Lob des Gottes der Christen ertönte.

Drei Tage waren seit der Taufe Phatoées vorüber, als Duvernet einmal plötzlich durch eine rauschende Musik vor seiner Wohnung aufgeweckt wurde.

Er schickte einen Yulofi ab, und ließ sich nach der Ursache dieser Musik, die er sich nicht denken konnte, erkundigen. Der Yulofi kam voll Erstaunen zurück, und sagte: „Eine sehr zahlreiche Gesandtschaft erwartet Sie draußen. Sie müssen gehen, dieselbe zu empfangen, denn sie fängt an, ungeduldig zu werden."

Duvernet erhob sich und eilte zum Empfange derer, die ihn mit so viel Geräusch aufweckten. Es waren ihrer mehr als zweihundert an der Zahl, wobei alle Offiziere, welche den Hofstaat des Königs bildeten; an ihrer Spitze stand ein ehrwürdiger Greis, der sich allein in die Wohnung der Fremden begab und ehrerbietig zu dem Missionär sagte: „Mich sendet der König, mein Herr. Aïla, die weise Aïla, hat er für würdig erkannt, einen Platz auf seinem Throne einzunehmen, und er schickt mich zu Dir mit der Bitte, ihm dieselbe zur Gemahlin zu geben. Du versiehst hier die Stelle ihres Vaters, und der König weiß, daß, wenn Du Deine Einwilligung giebst, Aimaï dieselbe billigen wird!"

Duvernet antwortete dem Greise, daß alle Yulofi und er insbesondere über die Ehre erfreut seien, die er der tugendhaften Aïla widerfahren lassen wollte, daß aber diese den Entschluß gefaßt habe, sich für immer der Unterstützung der Unglücklichen zu weihen.

Der Greis verneigte sich, ohne ein Wort zu sagen, er hatte seine Sendung ausgerichtet, und entfernte sich nun mit seinem ganzen Gefolge. Einige Stunden nachher begab sich Duvernet, nach einer langen Unterredung mit Aïla und Phatoée zum Könige und erklärte ihm, daß die Tochter Aimaïs von Dankbarkeit für seine Güte durchdrungen sei, aber die ausgezeichnete Ehre nicht annehmen könne, die er ihr anbiete, da sie, wie die „barmherzigen Schwestern" in Europa, ihre Tage dem Troste der Betrübten und der Pflege der Kranken widmen wolle. Zugleich sagte

er ihm, daß Phatoée ihm soeben denselben Entschluß angekündigt habe, und daß beide in diesem Augenblicke die Kleidung der barmherzigen Schwestern angelegt, um dieselbe nicht mehr abzulegen.

Naoné wurde betrübt bei dieser Antwort, und sagte beim Scheiden von dem Bruder Ernsts: „Die Könige sind nicht immer glücklich; Aïla wäre mein Glück gewesen, nun nehmen sie mir die Kranken. Euere Religion ist daran schuld, aber weit entfernt, mich gegen dieselbe aufzulehnen, liebe ich sie vielmehr desto inniger, denn nur sie kann ein junges Mädchen dazu bewegen, die Hütte des Kranken und das Elend der Armen dem Überfluß und dem Reichtum eines Königs vorzuziehen."

Bald darauf zeigte Naoné, daß er mit Überzeugung gesprochen hatte, denn er verlangte die Taufe und sicherte so die Einführung der christlichen Religion in seinem Reiche.

Duvernet sah somit seine Hoffnungen erfüllt; er vertraute diese neue Herde Christi der Fürsorge des französischen Priesters an, der ihn kräftig unterstützt hatte, und reiste ab, was keine kleine Betrübnis in einem Lande verursachte, wo der Herr seine Arbeit so sehr gesegnet hatte.

Aïla wurde eben so sehr vermißt. Besonders war der Schmerz Phatoées ergreifend, denn sie liebte dieselbe wie eine Schwester; sie hatte dieselbe einige Meilen weit begleitet und sich nur in der Hoffnung von ihr getrennt, sie einst wieder zu sehen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Zusammentreffen. Die Tiger. Die Kapelle von Laubwerk.

Der König Naoné hatte das Gefolge Duvernets um das Dreifache vermehrt, weil der Weg, den er noch vor sich hatte, nicht ganz gefahrlos war. Diese Verstärkung wurde noch vermehrt durch die Ankunft von zweihundert Mann, an deren Spitze sich Ernst, Aimaï und Nelleo befanden, welche denen entgegeneilten, die ihnen so teuer waren. Bei dieser Wiedervereinigung der ganzen Familie flossen viele Freudenthränen; Ernst konnte sich den Armen seines Bruders nicht entwinden, den er mit Fragen über seine Verwandten in Frankreich und über seine Reisen und Abenteuer überhäufte; Aimaï und Nelleoni waren mit der glücklichen Aïla beschäftigt, deren Thränen reichlich strömten. Die übrigen Yulofi überließen sich ebenfalls der Freude, ihre Landsleute und Verwandten wieder zu sehen, die sie auf ewig verloren glaubten.

Als die ersten Ausbrüche der Freude vorüber waren, ließ Ernst alle seine Leute sich im Grünen lagern und leitete die Zubereitungen eines Festmahles, das die Yulofi gewöhnlich auf dem Platze anzustellen pflegen, wo sie mit ihren Freunden nach einer langen Trennung wieder zusammentreffen. Für Mundvorräte war hinreichend gesorgt, der König der Fulanen hatte ihnen fünfundzwanzig mit Lebensmitteln beladene Kamele mitgegeben, so daß alles im Überfluß vorhanden war. Während Ernst seinen Verrichtungen als Festordner oblag, ließ sich Nelleo, der sich endlich aus den Armen Aimaïs losgewunden hatte, auf seiner Flöte hören, die er keinen Augenblick von sich gegeben

hatte, und spielte die freudigsten Weisen, die am geeignetsten waren, das Verlangen nach dem Vaterlande im Herzen zu erwecken. Hierauf stimmte er einen Gesang an, in den alle Yulofi einfielen, so daß Berg und Thal von ihren Tönen wiederhallten.

Sie schwiegen erst, als Ernst ihnen mit einer sehr ausdrucksvollen Miene bemerklich machte, daß das Festmahl auf den Gesang folgen werde. Die Ehrenplätze nahmen Duvernet, seine Gefährten und die Fulanen ein, welche als Freunde und Brüder behandelt wurden.

Das Mahl war beendigt, und man ging gruppenweise spazieren, als ein fürchterliches Geschrei, das aus dem Innern eines nahen Waldes herkam, ein Unglück ahnen ließ. Drei ungeheuere Tiger stürzten sich auf fünf Fulanen, die unter einem Baume standen, und die Unglücklichen waren unrettbar verloren, denn sie waren unbewaffnet.

Ernst und Nelleo, die zuerst hinzuliefen, sahen die Gefahr; sie bewaffneten sich in Eile, stürzten, von Duvernet begleitet, auf die wütenden Feinde zu, und griffen dieselben unerschrocken an. Der kleinste fiel unter ihren Streichen, aber die beiden anderen setzten sich zur Wehre und es begann ein furchtbarer Kampf. Umsonst reizte sie Duvernet mit einem verwegenen Mute, ihn sahen sie nicht; sie stürzten bloß auf Ernst und Nelleo zu. Nach den ersten Pfeilschüssen stürzten sie auf Ernst und seinen Gefährten los; diese wollten dem furchtbaren Anfall ausweichen, hatten aber nicht mehr Zeit dazu, sie wurden auf den Sand geworfen und sträubten sich unter den blutigen Tatzen der Tiger. Dreimal stießen sie ihre Dolche diesen furchtbaren Tieren in die Seite, die sich auf sie warfen, und doch hatten sie ihre Freiheit nicht erlangen können. Da kam Nelleoni herbeigerannt, er stieß demjenigen Tiger, unter dessen Tatzen Nelleo blutete, seinen Degen

bis ans Stichblatt in den Leib und tötete ihn; hierauf wollte er Ernst zu Hilfe eilen, allein dieser war schon wieder auf den Beinen, dank seinem Bruder, der seinen blutdürstigen Gegner tödlich getroffen hatte.

Die beiden hatten von dem Kampfe Wunden davon getragen, Ernst die meisten. Duvernet verband sie mit der Versicherung, daß dieselben nicht gefährlich seien, was die Yulofi und die Fulanen wieder beruhigte.

Da man noch nicht scheiden wollte und man noch weit bis zum Stamme hatte, so machte Duvernet den Vorschlag, die Nacht unter Zelten in der Nähe von Janos Wohnung zuzubringen, die nicht mehr ferne war.

Der gute Greis hätte vor Freude sterben mögen, als er seinen geliebten Prediger wieder sah.

„Wir haben oft zu Gott gebetet," sagte er, „daß er Euch kein Unglück zusenden möchte; tausendmal sei er gelobt, daß er Euch unserer Liebe erhalten hat. Meine Familie war trostlos über Euere lange Abwesenheit und gab schon die Hoffnung auf, Euch zu uns zurückkommen zu sehen; ich allein hatte Vertrauen bis ans Ende, und meine Hoffnung hat mich nicht getäuscht. Seit Euerer Abreise begab sich eine Menge wunderbarer Dinge: die Stadt der Königin Osmalie wurde verschönert, und Sie werden daselbst wie ein König aufgenommen werden, ich versichere Sie. Auch hier ging eine Veränderung vor sich: wir haben eine Kapelle, und morgen, hoffe ich, werden Sie dieselbe einweihen . . . ."

Der Greis unterhielt sich noch lange mit Duvernet und stellte ihm der Reihe nach seine Kinder vor, deren ausgezeichnete Eigenschaften ihn in Staunen und Freude versetzten. Er machte Jano den Vorschlag, seine Einsamkeit zu verlassen und in die Stadt der Yulofi zu ziehen.

„Euere Kinder,“ sagte er zu ihm, „sollen bei mir glücklich sein, sie haben Anlagen, die ich sorgfältig ausbilden werde, denn ich nehme den lebhaftesten Anteil an Euerer Familie. Sie war die erste, die ich zum Christentum bekehrte, und die meine Hoffnung aufrecht erhielt, als ich den Stamm der Yulofi verließ.“

„Ich kann diesen Ihren Wunsch nicht erfüllen,“ erwiderte Jano, „ich könnte mich nicht entschließen, fern von diesem glücklichen Zufluchtsort zu sterben. Meine Kinder teilen meinen Geschmack nicht, sie werden gerne unter den Yulofi leben wollen; aber die Liebe zu mir wird sie bis zu meinem Tode hier zurückhalten. Wenn ich nicht mehr bin, werden sie mit ihrer Mutter zu Euch ziehen und Euch nicht mehr verlassen.“

Duvernet drang nicht länger in ihn; er sprach von anderen Dingen, besonders von der Kapelle, welche Jano unweit seiner Wohnung erbaut hatte. Man wartete den Morgen ab, ehe man dorthin ging. Sobald es Tag war, ging Jano mit seiner ganzen Familie in Begleitung des Missionärs und der übrigen nach der Kapelle zu, die man bald in der Mitte eines Wäldchens auf einem angenehmen Hügel erblickte.

Die Mauern dieser ländlichen Kirche bestanden aus biegsamen Zweigen, welche mit vieler Kunst geflochten waren, und ihr grünes Laubdach war mit den verschiedensten und wohlriechendsten Blumen verziert. Das Innere war mit Laubwerk belegt, und in der Mitte erhob sich ein Altar, den Jano und seine Leute aufs beste verziert hatten. Man sah daselbst die Bilder und die anderen Gegenstände, womit Duvernet ihm ein Geschenk gemacht hatte, und diese liebenswürdige Einfachheit war sehr befriedigend für das Herz.

In dieser Kapelle verrichtete Jano und seine Familie jeden Morgen ihr Gebet zu dem Allmächtigen; hier vereinigten sie sich abends noch einmal zu einem Dankgebet für die Wohlthaten, die der Himmel ihnen spendete, und für den Frieden, dessen sie sich zu erfreuen hatten. Duvernet pries sie glücklich wegen ihrer Frömmigkeit und bezeigte ihnen die große Freude, die er beim Anblick dieses bescheidenen Tempels des Herrn empfand. Hierauf stimmte er ein Gebet an, worin alle Yulofi einstimmten. Man hätte glauben können, daß hier lauter Christen bei einander seien, solche Andacht zeigte alles; und in der That waren auch alle Begleiter Duvernets im Herzen bereits Anhänger Jesu.

Nach Beendigung des Gebets schenkte der Bruder Ernsts dem Jano ein sehr schönes Kruzifix, das sogleich ebenfalls auf dem Altar aufgestellt wurde. Aimaï gab hierauf das Zeichen zur Abreise, und die Yulofi zogen in guter Ordnung fröhlich ihrer vielgeliebten Stadt zu.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Feierlicher Einzug.

Ein prachtvoller und feierlicher Einzug war Duvernet und seinen Gefährten vorbehalten. Als die Gesandten des Königs Naoné der Königin Osmalie von dem Aufenthalte der Yulofi und des französischen Priesters bei den Fulanen erzählten, so bezeigte sie ihren Dank gegen dieses Volk, und die Freude wurde allgemein. Ernst hatte, ehe er seinem Bruder ent-

gegenging, seinen Stellvertreter den Befehl gegeben, die jungen Yulofi unter die Waffen zu rufen, und alles zu einem Empfange vorzubereiten, der eines Königs würdig wäre.

Alles hatte deshalb ein festliches Ansehen; jede Familie bekränzte ihre Wohnung und schmückte sie mit Laubwerk; allerorten wurden Triumphbogen errichtet und Blumen verschwenderisch auf den Straßen herumgestreut. Als das Volk erfuhr, daß die Ankömmlinge in der Nähe seien, strömte es ihnen in Masse entgegen, und es war rührend, diese guten Neger sich um den christlichen Prediger drängen zu sehen, ein jeder wollte ihn recht betrachten, mit ihm sprechen, und seine Kleider berühren.

Welch reichlichen Ersatz für seine Bemühungen fand nicht hier der tugendhafte Missionär! Seine Thränen flossen reichlich, und seine Stimme versagte ihm, all das Glück auszusprechen, das er beim Wiedersehen seiner Kinder empfand.

Die Erscheinung Aïlas erregte nicht minder lebhafte Bewunderung; ihr Unglück, ihre Tugenden und ihre guten Handlungen waren bereits bekannt, ihre Kleidung, die jeder achtete, erregte eine verzeihliche Neugierde. Alle jungen Mädchen des Stammes bildeten, in ihren schönsten Festkleidern, ihre Begleitung, und an ihrer Spitze zog sie in die Stadt ein.

Die Königin erwartete die Wanderer bei einer der acht Pforten, welche Ernst vor kurzem hatte errichten lassen, in einer Laube sitzend. Als sie dieselben erblickte, erhob sie sich und ging dem Geistlichen und Aïla entgegen.

Als man in der Mitte der Stadt angekommen war, machte sie Halt, und hielt vor dem ganzen Volke eine kurze, den Umständen angemessene Rede. Ein stürmischer Beifallruf des Volkes erschallte, und die Musik, die nur durch die Rede der Königin unter=

brochen worden war, begann aufs neue stärker und freudiger.

Ein glänzendes Festmahl war bereitet. Dreihundert Personen aus den edelsten Geschlechtern des Stammes hatten die Ehre, an der Tafel ihrer Königin zu speisen.

Der ganze Tag verging unter Festlichkeiten aller Art. Abends versammelten sich die Truppen auf dem Marktplatze und in dessen Umgebungen, und das Volk konnte frei unter ihren Reihen herumgehen. Auf ein gegebenes Signal wurde alles stille, denn die Königin nahete, gefolgt von ihren Großen und begleitet von Aïla, Duvernet und Nelleo. Auf dem Marktplatze angekommen, erhob sie ihre Hände gegen Himmel und dankte ihm für die endliche Rückkehr derer, für die sie so oft gebetet hatte. Als sie ihr Gebet mit Gebärden des Dankes geschlossen hatte, erhoben das Volk und die Krieger nach ihrem Beispiele ebenfalls ihre Hände und verrichteten ein Gebet ähnlich dem ihrigen; sie umarmten sich alle inbrünstig und auf ein neues Signal der Königin zerstreute sich der Haufe nach allen Seiten unter dem Klange der musikalischen Instrumente und dem Freudengeschrei der Kinder. Allmählich wurde es ruhiger, jede Familie suchte ihre Wohnung auf und überließ sich den Freuden der Ruhe.

Aïla kehrte mit Duvernet nach der Wohnung Aimaïs zurück, während die Yulofi, die sie begleitet hatten, bei ihren Brüdern und Verwandten ein Unterkommen fanden. Nelleo bezog aufs neue sein väterliches Haus, gefolgt von dem jungen Neger, der die Wanderer zu den Fulanen geführt hatte und an welchem Duvernet den lebhaftesten Anteil nahm. Nelleo hatte von letzterem die Erlaubnis erhalten, denselben in seiner Wohnung zu beherbergen, und er wurde von diesem Tage an sein unzertrennlicher Freund.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Kirche. Das Amphitheater. Die Bäder.

Gleich den Tag nach seiner Ankunft wurde Duvernet von seinem Bruder eingeladen, alle Veränderungen, die er während dessen langer Abwesenheit vorgenommen hatte, zu besichtigen.

„Du sollst," sagte Ernst, „Richter über meine Werke sein, und das, was ich gethan habe, entweder tadeln, oder billigen. Wenn ich bei allen meinen Neuerungen glücklich war, so wirst Du mir wohl gerne verzeihen, denn meine Absichten waren wenigstens gut und rein; ich glaube, im Interesse unserer heiligen Religion und hinsichtlich der Civilisation der Yulofi alles gethan zu haben."

Duvernet. Ich glaube, daß das Volk Dir dafür Dank weiß, denn ich habe die Achtung und Anhänglichkeit bemerkt, welche die Yulofi zu Dir haben. Du warst während meiner Abwesenheit thätig und klug und ich wünsche Dir Glück dazu.

Ernst. Hätte ich bloß meiner Ruhmbegierde gefolgt, so hätten wir mehrere Kriege mit einigen Nachbarn gehabt, welche sich wieder erhoben, ohne daß die Yulofi daran dachten; allein ich rief mir mein Versprechen zurück und riet der Königin, durch Güte das auszurichten, was selbst durch Krieg nicht erlangt worden wäre. Nun sind unsere Nachbarn ruhig, haben ein Bündnis mit uns geschlossen und sind unsere Freunde geworden, ohne daß wir ihre Häuser anzuzünden und ihre Heere zu vernichten brauchten. Ich bin zum friedliebenden Manne geworden und lege mich wirklich darauf, überall nützliche Gebäude zu errichten. Komm', mein lieber Bruder, und

siehe die Werke eines militärischen Architekten an. Wir wollen bei der Kirche den Anfang machen, die hinter der Wohnung der Königin steht.

Duvernet. Eine Kirche bei den Yulofi ist für mich eine neue und sehr angenehme Entdeckung. Als der alte Jano mir zuerst davon sagte, machte er mir eine sehr große Freude.

Ernst. Ich wollte Dich überraschen, allein Jano konnte ein Geheimnis nicht bewahren, das ich ihm dringend empfohlen hatte.

Duvernet. Ist sie groß, euere Kirche?

Ernst. Sie kann nicht das ganze Volk fassen, aber später wollen wir eine zweite erbauen, wenn die Yulofi den Glauben angenommen haben.

Duvernet. Darf ich bald die Bekehrung dieses Volkes hoffen, das so gut und für schöne Handlungen so empfänglich ist?

Ernst. Ohne Zweifel. Hast Du nicht die Bedingungen erfüllt, welche Aimaï Dir, so zu sagen, auferlegte? Glaube mir, Deine Handlungsweise hat sein Herz gerührt, er ist mit den Weißen wieder ausgesöhnt, er liebt das Christentum, er wird der erste sein, der zu Dir kommt und Dich um die Taufe bittet. Die Königin Osmalie und ihre Großen werden seinem Beispiele folgen. Ich that doch wohl daran, dem Herrn einen Tempel zu bauen, denn es kann nicht mehr lange anstehen, so wird er eine Menge Anhänger bekommen. . . . Aber siehe, mein Bruder, hier sind die Mauern des Tempels, die wir hier in dieser lachenden Ebene erblicken.

Duvernet verdoppelte seine Schritte, um desto schneller zu der Kirche zu gelangen, die in der Ebene lag. Er konnte beim Anblicke dieses Tempels, der in einem unkultivierten Lande zu Ehren des wahren Gottes erbaut war, einen Ausruf des Staunens und der Freude nicht unterdrücken. Er dankte seinem

Bruder innig für die Erbauung dieses heiligen Gebäudes; er ging mit demselben überall darin herum und hörte nicht auf, ihn zu loben.

Die Kirche verdiente in der That die Bewunderung eines Europäers. Sie war einfach und hübsch zugleich. Das Portal zierte eine schöne Reihe geschmackvoll gearbeiteter Säulen. Das Innere flößte Achtung ein, denn es herrschte daselbst ein edler und ernster Geschmack, der zu seiner Bestimmung paßte.

Duvernet, der sich nicht genug wundern konnte, fragte seinen Bruder, wie er in so kurzer Zeit solch außerordentliche Resultate habe erlangen können.

„Woher bekamst Du die Arbeiter, die so geschickt waren, Arbeiten zu liefern, deren selbst unsere französischen Handwerker sich nicht schämen dürften?"

„Die Yulofi," antwortete Ernst, „sind sehr gelehrig, und arbeiten schnell und gut; es bedürfte für sie bloß einiger guten Muster. Unter den Brimoren befanden sich einige, die der Baukunst kundig waren; sie hatten diese Kenntnisse bei ihrem Verkehre mit Fremden erworben. . . . . Die Königin versprach ihnen, auf meinen Rat, große Belohnungen, wenn sie die Errichtung mehrerer Gebäude übernehmen und mehr als dreihundert Yulofi, die sich selbst dazu antrugen, in ihrer Kunst unterrichten wollten. Sie nahmen diesen Vorschlag freudig an und alles machte sich ans Werk. Ich machte die Pläne zu allen den Gebäuden, die errichtet werden sollten, denn Du weißt ja, daß ich von der Baukunst einiges weiß, und bald erhoben sich auf allen Seiten Bauwerke, deren Nutzen meiner Ansicht unbestreitbar ist.

Die Königin, die mir öffentlich Vorschub leistete und mir gänzliche Vollmacht nach Belieben zu handeln gab, ließ zuerst die Arbeiten beginnen, die wie Du siehst, nicht ohne Nutzen gewesen sind. Alles ist zwar noch nicht vollendet, ehe jedoch ein Jahr vergeht, sind

unsere Gebäude fertig, und wir können etwas anderes unternehmen. Ich bin erfreut darüber, daß Du aus Europa eine Menge Schmucksachen mitgebracht hast, es wird dieser Kirche ein schöneres Ansehen geben und die Kahlheit ein wenig verbergen, die in diesem Augenblicke noch darin herrscht.

Nachdem Duvernet den Tempel lange genug betrachtet hatte, bat er seinen Bruder, ihn auch zu den anderen Bauwerken, wovon er ihm gesagt hatte, zu führen. Ernst erfüllte seinen Wunsch. Er führte ihn durch mehrere Wäldchen, bis sie vor einem Amphitheater hielten, das ungefähr eine Meile von der Stadt nahe bei dem Steinbruch lag, der die Steine zu seinem Bau geliefert hatte. Es war dies das größte Gebäude, das man je in dieser Gegend gesehen hatte. Es war rund und bot einen großartigen Anblick dar.

„Ich ließ es," sagte Ernst, „nach dem Rate der Königin und der ehrwürdigsten Ältesten des Volkes erbauen. Es fehlte an einem bequemen Platze für die Jugend, wo dieselbe jederzeit heilsame Spiele und Übungen anstellen konnte. Wir erwarteten Dich mit Ungeduld, um die Schranken zu öffnen und der Begierde der jungen Yulofi die Fesseln abzunehmen. Die Königin hat bereits Preise für die Sieger bestimmt, aber sie wollte, daß Deine Hand die ersten Kronen austeilen sollte. . . . . Wenn Du dieses Amphitheater genug betrachtet hast, so will ich Dich zu den Mineralquellen führen, die nicht weit von hier sind."

„Du hast Mineralquellen entdeckt?"

„Und zwar ohne viele Mühe, auf einem Spaziergange in diese Gegend sah ich sie zum ersten Male. Ich entdeckte bei ihnen sehr wirksame Eigenschaften und machte gleich der Königin den Vorschlag, daselbst eine öffentliche Badeanstalt zu errichten, da das

Wasser sehr gesund für die Kranken und ganz dazu geeignet sei, das Volk vor den Übeln zu bewahren, an denen es so häufig leide. Ich versäumte nichts, sie bequem und angenehm einzurichten; auch werden dieselben bereits sehr häufig besucht, obgleich die Arbeiten daran noch nicht ganz vollendet sind. Ich zweifle nicht, daß ihr Ruf bald eine Menge fremder Neger hieher locken wird, welche mit der günstigsten Stimmung für das Christentum und die Civilisation zu den Ihrigen zurückkehren werden."

Die beiden Brüder gingen von dem Amphitheater weg den Bädern zu, welche ungefähr eine Meile von da lagen.

Duvernet fand gleich anfangs die vortreffliche Beschaffenheit der Quellen, welche Ernst entdeckt hatte; er erkannte, wie sein Bruder, daß sie die wohlthätigsten Eigenschaften haben möchten, und er empfand deshalb eine große Freude, indem er an seine Kranken dachte. Auch bewunderte er die angenehme Lage des Gebäudes: ungefähr fünfhundert Schritte von der Stadt entfernt, bot es einen wahrhaft malerischen Anblick dar. Es lag hinten in einem engen Thale, gerade in der Mitte desselben, und bestand aus mehreren sehr bequemen und geräumigen Gebäuden; es war überdies im Halbkreis von einem Bache umgeben, in dem das Wasser sich ergoß, und stand zwischen zwei Anhöhen, von denen die eine waldig war, die andere etwas tiefer lag und einen sanften Abhang bildete. Man bemerkte besonders ein großes Gebäude, in welchem sich eine Cisterne befand, die zum Wasserbehälter diente, um die Abkühlung des Wassers zu bewirken. Man sah überdies noch einige kleinere Gebäude, worin die Hüter der Bäder wohnten, und die zu verschiedenen Zwecken bestimmt waren, welche Ernst seinem Bruder weitläufig erklärte, bei denen wir uns aber nicht aufhalten wollten.

Nachdem nun Ernst seinem Bruder alle seine Arbeiten gezeigt hatte, berichtete er ihm über die neuesten Verbesserungen, die er in der Regierung des Staates eingeführt hatte; beinahe alle hatten Duvernets Beifall, und wenn er manchmal etwas mißbilligte, so waren dies Kleinigkeiten, denen leicht abzuhelfen war. Ernst hielt sich mit einem gewissen Wohlgefallen bei der neuen Organisation seines Heeres auf, er sprach auch von einer musikalischen Schule, die täglich ansehnlicher werde und dem Vaterland ausgezeichnete Musiker verschaffe.

„Die Yulofi bedürfen der Musik," sagte er, „und diese wunderbare Kunst ist, wenn man sie nicht mißbraucht, eines der sichersten Mittel zur Civilisation des ganzen Stammes, denn er ist ausnehmend empfänglich für Musik und Gesang; auch bei allen Festlichkeiten zog ich Musik bei, und das Heer zieht nicht mehr aus, ohne sich durch kriegerischen Gesang zum Kampfe zu begeistern."

Man ging, die Unterhaltung fortsetzend, nach der Stadt zurück, als man aus einem schönen, nahe gelegenen Hause Klagetöne vernahm. Der Bruder Ernsts fragte diesen, wer in diesem Hause wohnte, und welches wohl der Grund der Klagetöne sein möchte, die sie vernommen hätten.

„Diese Wohnung," entgegnete Ernst, „gehört einem der vornehmsten Yulofi, Namens Ramih, der wegen seiner Menschenfreundlichkeit und seines Edelmutes beim Volke beliebt ist. Er verlor vor einiger Zeit seine Frau, und sein einziger Sohn empfand bei der Nachricht von dem Tode seiner Mutter plötzlich einen so heftigen Schmerz, daß ihn eine Art Schwindsucht befiel, die ohne Zweifel seinen Tod herbeiführte. Er kennt kaum mehr seinen unglücklichen Vater, seine Augen sind verstört, und seine Worte unzusammenhängend; Thränen allein könnten ihm Erleichterung,

ja sogar vielleicht Besserung verschaffen, aber man mußte darauf verzichten, in seiner Seele Empfänglichkeit zu erregen, denn er ist für alles um sich her unempfänglich. Ohne Zweifel ist es Ramih, der wirklich wehklagt, ich fürchte, sein Sohn ist gestorben."

„Ich eile zu seinem Beistande," rief der liebevolle Prediger, und schritt eilends dem Hause zu, während sein Bruder ihm folgte.

Er fand in der That Ramih in der größten Verzweiflung; der unglückliche Vater erhob beim Anblick des Predigers ein Freudengeschrei, führte ihn sogleich zu seinem Sohne und sagte: „Retten Sie ihn, geben Sie meinem Sohne die Gesundheit wieder, wenn Sie nicht wollen, daß ich sterbe. Sie haben schon so viele Kranke geheilt! Warum heilen Sie meinen geliebten, meinen einzigen Sohn nicht? Sollte Ihre Kunst sich an ihm weniger wirksam zeigen, als an den anderen? Sehen Sie, in welchem Zustande er ist. Er kennt niemanden mehr, weder Verwandte noch Freunde, noch seinen Vater; er stößt mich von sich zurück, und meine Verzweiflung hat den höchsten Grad erreicht."

Duvernet beruhigte Ramih, und sagte ihm, daß er alles aufbieten werde, um ihm sein Kind wieder zu geben. Er betrachtete den Kranken einige Zeit, und entfernte sich mit dem Versprechen, am Abend wiederzukehren, um einen letzten Versuch zu machen.

Am Abende begab sich Duvernet in der That nach der Wohnung Ramihs, der Kranke erkannte ihn, sprach mit ihm, und zeigte das Vertrauen, wieder zu genesen. Duvernet gab ihm einige Mittel, und nach einigen Tagen hatte er den Trost, ihn außer Gefahr, ja sogar in voller Genesung begriffen zu sehen. Diese Kur machte dem Missionär die größte Ehre, und Ramih wußte in seinem Entzücken nicht, wie er ihm seinen Dank beweisen sollte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Religion. Tapferkeit. Edelmut. Einfachheit. Bescheidenheit. Unglück.

Nach seiner Rückkehr zu den Yulofi nahm der Apostel Jesu Christi seine gewöhnlichen Bemühungen wieder mit gewohntem Eifer auf. Er predigte dem Volke das Evangelium und bereitete es darauf vor, seinem Irrglauben zu entsagen. Aïla, deren Leben ganz den Kranken und Unglücklichen geweiht war, ging vor ihm her in die Hütten, wo Trauer und Leiden Eingang gefunden hatten, und wo die fromme und liebevolle Negerin ihn auf ein Übel aufmerksam machte, da war er sogleich mit Heil- und Trostmitteln bei der Hand.

Als seine Ankunft bei den benachbarten kleinen Stämmen bekannt wurde, wurde er mit Bitten und Gesandtschaften von allen Seiten überlaufen. Die Yulofi, welche fürchteten, es möchte ihm einmal irgend ein Unfall zustoßen, hätten ihn lieber immer bei sich behalten, und sahen es nicht gern, wenn er den Wünschen der Fremden nachgab; allein er war zu empfindlich für die Leiden, welche man ihm klagte, als daß er solchen, die so weit herkamen, um ihn um seine Hilfe zu bitten, dieselbe hätte abschlagen können. Überall, wo man seine ärztliche Hilfe verlangte, ging er hin und oft blieb er mehrere Wochen aus. Die Yulofi wurden deshalb unruhig und oft vereinigten sich hundert bis zweihundert Mann, um ihn aus den Gefahren zu retten, denen sie ihn ausgesetzt glaubten.

Es war immer ein Fest für die Unterthanen der Königin Osmalie, wenn sie ihn nach einer langen Abwesenheit in ihre Stadt zurückkehren sahen.

Man drängte sich ihm in den Weg, um ihm zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen und manchmal sogar, um ihm seine Unvorsichtigkeit und die scheinbare Gleichgültigkeit vorzuwerfen, die er gegen ein Volk zeigte, das so anhänglich an ihn sei.

Duvernet war übrigens in dieser Beziehung unverbesserlich. Er bemühte sich, die Besorgnisse der Yulofi zu beseitigen, allein dies gelang ihm nicht, denn diese beunruhigten sich nicht ganz ohne Grund, sie wußten, daß ihr Wohlthäter in einigen Stämmen gefährliche Feinde hatte.

Wäre er bloß Arzt gewesen, so wäre sein Leben immer in Sicherheit gewesen, aber er war zugleich auch Priester des wahren Gottes; er hatte den Plan, auf seinem Wege den Irrtum auszurotten, und dies war zu viel, um nicht die ganze Rachsucht derer gegen ihn zu erwecken, welche bei der Erhaltung des alten Aberglaubens im Lande ihre Rechnung fanden.

Die Priester der Neger sahen schon erschrocken auf den guten Erfolg, der ihm von allen Seiten zu teil wurde: dies waren hier seine einzigen Feinde; sie waren zwar nicht zahlreich, aber furchtbar. Die vom Stamme der Yulofi gehörten nicht dazu. Ehe er sich an das Volk wandte, hatte er sie mit Geduld unterrichtet, und sie zuerst auf die Annahme des Glaubens vorbereitet. Nicht so war es mit den Priestern der benachbarten Stämme. Diese dachten, da sie es nicht wagten, öffentlich gegen einen Mann aufzutreten, den die Völkerschaften nur mit Verehrung betrachteten, im stillen auf Mittel, ihn zu stürzen. Duvernet kannte ihre geheimen Pläne vollkommen; aber er hielt sich durch die Zuneigung der Stämme für hinlänglich gesichert und dachte nie daran, sich vor den Plänen seiner Feinde zu hüten.

In einer Nacht wurde er durch mehrere Neger aufgeweckt, die ihn dringend baten, einem ihrer Häupt-

linge zu Hilfe zu kommen. Er sei, sagten sie, am Sterben und wolle vor seinem Tode noch die Taufe empfangen.

Der mitleidige Geistliche zweifelte nicht an der Wahrheit dieser Worte und stand sogleich auf. Er benachrichtigte Aimaï, bei dem er wohnte, von seiner Abreise und versprach, noch vor dem Abend des folgenden Tages zurückzukommen.

„Sie dürfen so nicht gehen," sagte der Vater Nelleonis, „Sie müssen durchaus, wie gewöhnlich eine Begleitung von unseren Leuten mit sich nehmen."

„Ich habe von diesen braven Leuten nichts zu fürchten, sie scheinen mir offen und ehrlich zu sein, ich muß ohne Zögern ihren Wunsch erfüllen, ich habe Eile und will die braven Yulofi nicht unnötigerweise im Schlafe stören."

„Nehmen Sie wenigstens einen meiner Diener mit sich."

„Ich will bloß einen einzigen. Seien Sie ohne Sorgen, mein Freund, ich wiederhole es, ich werde nicht länger als einen Tag ausbleiben."

Aimaï bat seinen Gast noch einmal dringend, mehrere Leute mit sich zu nehmen; allein da er sich entschieden weigerte, befahl er dem unerschrockensten seiner Diener, mit ihm zu gehen und ein wachsames Auge auf den christlichen Priester zu haben, für dessen Leben er ihn verantwortlich machte.

Duvernet ging mit den Negern, die ihn abholten; es waren ihrer acht und bewaffnet, wie zur Zeit des Krieges. Als der Missionär sie um die Ursache hievon fragte, sagten sie, daß die Furcht vor wilden Tieren und herumstreifenden Negern sie bewogen habe, sich zur Verteidigung zu rüsten. Dies war aber nicht wahr, sie suchten hinter diesen Worten bloß ihre verbrecherischen Absichten zu verbergen, denn sie waren von den Feinden des katho-

lischen Predigers abgesendet, der unglücklicherweise in die Falle ging.

Nach einem vierstündigen Marsche mitten durch die Wälder sah er seine Unvorsichtigkeit ein und bereute es, den Rat Aimaïs nicht befolgt zu haben. Er sah sich plötzlich von einer Menge blutdürstiger Neger umgeben, welche sich wütend auf ihn warfen, ihm seine Kleider vom Leibe rissen und ihm viele Wunden beibrachten.

„Du bist ja ein Arzt," schrieen sie. „Du wirst Dich schon zu heilen wissen . . . vielleicht kannst Du Dir sogar das Leben wieder geben, wenn wir Dich, wie unsere Absicht ist, zum Tode geschickt haben werden."

„Nein, nein, er wird sich das Leben nimmer geben, wenn er es einmal verloren hat," rief ein Götzenpriester, dessen Wut die aller seiner Gefährten übertraf. „Wenn wir ihn unserem Zorne opfern, so befreien wir dieses Land von dem Feinde unserer Götter und unseres Glückes. Wir wollen ihn nicht schonen, da er in unserer Gewalt ist; wir wollen ihn für seine Verbrechen züchtigen, und die Weißen mögen sehen, daß wir unser nicht ungerächt spotten lassen."

Diese Worte fanden rauschenden Beifall, und jeder machte sich daran, das unglückliche Schlachtopfer zu quälen. Man machte den Anfang damit, daß man ihn an einen Baum band und grausam peitschte. Auch den Diener Aimaïs wollte man binden, allein er verteidigte sich mit dem Mute der Verzweiflung gegen die Unmenschen, und tötete mit dem Degen, den Aimaï ihm mitgegeben hatte, zwei Neger, hierauf benützte er den Schrecken, den seine Kühnheit erregte, und durchschnitt eilends die Bande, welche Duvernet an den Bäumen festhielten. Zugleich sagte er zu ihm: „Retten Sie sich und bleiben Sie in dem Walde verborgen, bis Leute zu ihrer Rettung herbeikommen."

Duvernet entkam, indem er die zurückstieß, die ihn daran hindern wollten.

Der Diener Aimaïs wollte nach einer anderen Seite hin fliehen, allein die Neger, die sich indessen von ihrer Überraschung erholt hatten, setzten ihm heftig zu und streckten ihn nieder.

„Ich sterbe," rief er, und blieb ohne Bewegung liegen.

Die, welche ihn getroffen hatten, glaubten in der That, daß er nicht mehr davonkommen werde.

„Laßt ihn gehen," sagten sie, „er kann uns nicht mehr schaden. Wir wollen den Weißen aufsuchen, dieser Vogel darf uns nicht entwischen."

Während sie sich nun nach allen Seiten hin zerstreuten, erhob sich der Diener Aimaïs, der sich gestellt hatte, als ob er tödlich getroffen wäre, während er nur zwei ganz leichte Wunden erhalten hatte, geräuschlos und suchte unter einem Baume einige heilsame Pflanzen, womit er seine Wunden verband. Da er ringsum niemanden mehr sah, ging er mühsam nach dem Eingange des Gehölzes zu, wo die Neger drei Kamele zurückgelassen hatten, die ihren Anführern gehörten, bestieg das stärkste dieser Tiere, und ritt schnell der Wohnung Aimaïs zu, um Hilfe herbeizuholen.

Indessen hatte Duvernet glücklicherweise in einer tiefen und dunkeln Höhle, deren Eingang dicht mit Gebüsch verwachsen war, eine Zuflucht gefunden. Hier glaubte er sich sicher, und war bereits eine Stunde daselbst verborgen, als er das Geschrei seiner Peiniger hörte, das ihm ihre Annäherung anzeigte. Sie schweiften lange Zeit überall umher, ohne den Zufluchtsort des armen französischen Geistlichen zu entdecken, aber endlich fanden sie ihn doch, drangen ohne Mühe hinein und warfen sich mit neuer Wut auf das Schlachtopfer, das sie sich schon entkommen

glaubten. Sie wollten den Geistlichen sogleich verbrennen, allein einer unter ihnen, ein junger Mann von schlankem Wuchse, und sanfter, überredender Stimme hielt sie hievon ab, indem er sagte, daß man den christlichen Prediger vorher für seine Flucht züchtigen müsse, indem man ihn mehrere Martern ausstehen ließe, die er selbst aussinnen wolle.

Man schenkte seinen Worten Gehör. Duvernet wurde aus der Höhle hervorgezogen und aufs neue an einen Baum gebunden, um hier alle Arten von Schmach zu erdulden. Er dachte an Gott und ergab sich geduldig darein, aus Liebe zu ihm alle Leiden zu ertragen, die er vor sich sah.

Seine Feinde warteten mit Ungeduld auf das Zeichen, ihn zu martern, allein der junge Neger, von dem wir oben sprachen, hielt sie zurück und versammelte sie, um sich mit ihnen über die Strafen zu beraten, die er erstehen sollte.

Duvernet merkte endlich aus seinen Reden, daß er einen Freund und Verteidiger unter seinen blutdürstigen Feinden habe. Er sah, daß der Redner beabsichtigte, Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, daß die Dazwischenkunft mehrerer Waldbewohner ihm Gelegenheit geben möchte, ihn zu retten.

In der That näherte sich ihm der junge Mann und sagte leise: „Sie werden nicht umkommen, seien Sie ruhig; aber befolgen Sie ja genau meinen Rat, ich werde mich hart gegen Sie stellen, um meine Gefährten zu täuschen, denen ich ein Verbrechen ersparen will. Wie einige derselben, so bin auch ich Priester in einem Stamme, aber ich teile ihre Erbitterung gegen Sie nicht. Ich liebe die Religion, welche Sie predigen, ich liebe auch Sie, weil Sie gut sind und meinem Vater die Gesundheit wieder gegeben haben.“

Nach diesen Worten nahm der Neger einen

fürchterlichen Ton an. Er bedrohte Duvernet mit seiner vollen Rache und rief, indem er sich an die Brust schlug und seine Haare zerraufte: „Verruchter, der Tag des Gerichtes ist gekommen . . . Von meiner Hand sollst Du Qualen erleiden und sterben, indem Du mich um Erbarmen anflehst. Ich werde zu Deinen Qualen lachen und um meine Wut zu stillen, Dein Fleisch mit Wollust verschlingen. Freuet euch, meine Kameraden, wir haben den Panther, in unserer Gewalt ist das gefährliche Ungeheuer. Lasset euch durch seine Klagen nicht erweichen, klatschet in die Hände, wenn er euch um Erbarmen anfleht; beginnt einen Tanz, wenn das Blut aus seinen Wunden strömt. Ich habe mehrere Qualen für ihn erdacht, und ich will den Anfang damit machen, ihn durch ein Kamel zu peinigen."

Der junge Neger zerschnitt die Bande des Gefangenen, stieß ihn hart vor sich her und sagte: „Gehe vor mir her."

Bei ihrer Ankunft auf der Stelle, wo die Kamele angebunden waren, bemerkten die Neger mit Erstaunen, daß eines derselben fehlte. Sie zweifelten nicht daran, daß der Diener Aimaïs, den sie tot geglaubt hatten, sich dessen bemächtigt habe, um die Yulofi eilends von der Gefahr zu unterrichten, in welcher ihr Apostel schwebte. Dies erregte bei ihnen einige Besorgnis, und in der Furcht, überfallen zu werden, baten sie ihren jungen Gefährten, den Tod des Schlachtopfers zu beschleunigen.

Dieser ließ Duvernet ein Kamel besteigen und setzte sich neben ihn. Hierauf wandte er sich zu seinen Gefährten mit den Worten: „Meine Freunde, ich fürchte ebenfalls die Ankunft von den Yulofi, diese dürfen uns unsere Beute nicht abjagen und ich rate deswegen, daß wir uns nach einer dunkleren und unzugänglicheren Stelle des Waldes begeben, um daselbst

unseren Gefangenen die Marter durch das Kamel erdulden zu lassen. Gehet in kleinen Abteilungen hintereinander, ich will euch an einen schauderhaften Platz führen, dessen Zugang euch bis jetzt untersagt war."

Diese mit Sicherheit und Anstand gesprochenen Worte erregten keinen Verdacht, man gehorchte, und der gute Neger zog voraus. Statt aber den Bergen und dem Walde zuzugehen, wandte er sich gegen eine unermeßliche Ebene im Reiche Naonés. Kaum hatte er diese erreicht, als er sein Kamel antrieb und schnell davonritt.

Die anderen, welche eine Strecke weit hinter ihm hergingen, erkannten anfangs seine Absicht nicht; sie glaubten, er wolle des Gefangenen spotten und jetzt schon mit der Strafe den Anfang machen, worauf sie so ungeduldig warteten. Aber als sie ihn nicht mehr erblickten und sie vergebens seinen Namen riefen, vermuteten sie den wahren Stand der Sache und das Feld ertönte von ihrem Wutgeschrei. Ihr Grimm stieg aufs höchste, sie schwuren dem Rache, der mit ihrer Leichtgläubigkeit Spott getrieben hatte. Zugleich schickten sie ihm die zwei mutigsten unter der Bande nach, und gaben diesen ein Kamel mit.

Der Neger wußte, daß man ihn verfolgen würde, aber dies erregte keine Besorgnis bei ihm.

„Wehe denen, welche mich einholen," sagte er, „sie werden die Sonne nicht mehr untergehen sehen . . ."

Er hatte wahr gesprochen, nach zwei Stunden wurde er von den Abgesandten eingeholt. Als er sie von ferne kommen sah, hielt er an und erwartete sie. Sie kamen herbei und riefen: „Du thatest wohl daran, zu halten, feiger Feind Deines Vaterlandes und Deiner Kameraden, Du sollst den Lohn für Deine Verräterei empfangen. Steige ab von Deinem Kamele und ergieb Dich uns ohne Widerstand."

Der Neger stieg zum großen Erstaunen des Geistlichen ab, und sagte mit einem stolzen Blicke auf die beiden Neger: „Ergreifet mich, wenn ihr es waget."

Diese standen augenblicklich vor ihm. Sie sahen wohl, daß er im Sinne hatte, sich zu widersetzen, und überhäuften ihn mit Schmähreden.

Er hörte sie ruhig an und sagte: „Euere Worte zeigen mir, daß ihr Feiglinge seid, ich glaubte, ihr wolltet mit mir kämpfen, und nun brauchet ihr nichts, als Schimpfreden. Ihr seid nicht wert, daß ich mich mit euch messe, fliehet und holet Verstärkung, denn mich jammert euere Schwäche."

Die beiden Neger wurden zornig, erhoben ihre mit eisernen Spitzen versehenen Keulen und warfen sich auf ihren Gegner. Dieser fing ihre Hiebe mit außerordentlicher Gewandtheit auf, traf sie mit Blitzesschnelle und streckte beide nieder. Hierauf setzte er sich wieder an die Seite Duvernets und zog ruhig seines Weges.

„Wohin führst Du mich?" fragte sein Gefährte.

Der Neger. Zu unserem armen Stamme, er bedarf eines Mannes, wie Sie, um sich bei seinen Nachbarn in Respekt zu setzen.

Duvernet. Aber fürchtest Du den Tadel der übrigen Priester nicht, deren Anschläge Du vereitelt hast?

Der Neger. Ich habe nichts zu fürchten, das Volk verabscheut dieselben, und liebt Sie. Es soll ihr Betragen gegen Sie erfahren, und wehe ihnen, wenn sie sich wieder im Lande zeigen! Aber sicherlich werden sie nicht wieder kommen. Ohne Zweifel sind sie wirklich fern von hier, denn ihr Unternehmen ist gescheitert und sie werden es nicht wagen, der Erbitterung ihrer Landsleute Trotz zu bieten. Seien Sie Ihret- und meinetwegen unbesorgt. Tausend Hände werden in meinem Vaterlande sich für Sie regen, Sie werden alle Angelegenheiten leiten, den Namen

eines Königs annehmen und unser Stamm wird unter Ihrer Anführung die Nachbarstämme unterjochen und so mächtig werden, als der der Yulofi.

Duvernet. Ich will nicht König sein, mein Freund; ich bleibe Missionär und Diener des Gottes der Christen, und diesem Berufe ziehe ich keinen anderen vor. Ich liebe und predige den Frieden aller Orten, und werde euch deshalb nicht in Schlachten führen. Euer Stamm ist arm und unberühmt; wenn er seine Nachbarn fürchtet, so schließe er ein Bündnis mit den mächtigen und angesehenen Yulofi, er wird besser daran thun, sich mit dem Volke der Königin Osmalie zu vereinigen.

Der Neger. Die Ruli, meine vielgeliebten Landsleute, werden nicht darein willigen. Sie können übrigens mit denselben sprechen, vielleicht erhalten Sie von denselben andere Bedingungen, denn sie sind voll Anhänglichkeit an Sie. Versprechen Sie ihnen, sie nie verlassen zu wollen, und sie werden Ihnen gerne gehorchen.

Duvernet. Ich kann meinen Wohnsitz nicht unter ihnen aufschlagen.

Der Neger. Wie, Sie lieben dieselben nicht. Haben Sie bloß ein Herz für die Yulofi?

Duvernet. Ich liebe euch alle, wie meine Kinder, aber ich habe den Unterthanen der Königin Osmalie versprochen, unter ihnen zu leben bis an meinen Tod.

Der Neger. Die Ruli werden Sie nicht mehr von sich lassen.

Duvernet. Die Yulofi werden mich aufsuchen.

Der Neger. Wir werden uns in Masse erheben, und jene zurückschlagen, um Sie zu behalten, denn Sie sind der Wohlthäter der armen Neger, und die, welche Sie besitzen, müssen Sie in jeglicher Gefahr beschützen.

Während diese Unterhaltung zwischen Duvernet und seinem Gefährten stattfand, waren Aimaï, sein Sohn und eine große Menge Yulofi auf die Nachricht des entronnenen Dieners Aimaïs aufgebrochen, hatten sich in zwei Partieen verteilt, und verfolgten die Spur derer, welche den teuren Apostel so unwürdig behandelt hatten. Als sie auf den Platz kamen, wo ihr Freund hätte ermordet werden sollen, erreichte ihr Schmerz den höchsten Grad.

„Wir sind zu spät gekommen," riefen sie und schlugen sich an die Brust. Den ganzen Tag streiften sie unter Wehklagen im Walde umher, allein ohne eine Spur zu finden, die ihnen einen Aufschluß über das Schicksal Duvernets gegeben hätte. Am Abend kehrten sie traurig nach der Stadt zurück und verkündeten dort das Unglück, das geschehen war, worauf in einem Augenblicke ein allgemeines Wehklagen entstand. Die Königin befahl, daß sich alle Truppen bereit halten sollten, gegen den Stamm zu Felde zu ziehen, welcher die Mörder des französischen Geistlichen bei sich aufnähme; denn sie zweifelten nicht an seinem Tode.

Ernst schickte Boten nach allen Seiten hin, um bestimmten Aufschluß zu erhalten und die befreundeten Stämme davon zu benachrichtigen, daß sie die Schuldigen sollten aufsuchen helfen. Hierauf zog er an der Spitze seiner zuverlässigsten Leute aus, in der Absicht, nach und nach bei allen Stämmen, denen er nicht recht traute, Nachsuchungen anzustellen. Er glaubte noch nicht an den Tod seines Bruders und gab die Hoffnung, ihn wieder zu sehen, noch nicht auf. Seine Nachforschungen lieferten jedoch kein günstiges Resultat; und als er nach einer siebentägigen Abwesenheit zurückkam, fand er die Yulofi in Bestürzung. Man hatte noch keine Nachricht von dem eifrigen Missionär, und alle waren überzeugt, daß er seinen

rachsüchtigen Feinden in die Hände gefallen sei. Dennoch verlor Ernst den Mut noch nicht; er glaubte, daß man in einem solchen Falle List brauchen müsse und entschloß sich, alles aufzubieten. Vorher wollte er jedoch die Gewandtheit der ausgesandten Boten noch einmal erproben; um den eigenen Eifer dieser Leute noch mehr zu erhöhen, versprach er dem, welcher den Aufenthalt seines Bruders auffinden würde, eine große Belohnung. Endlich entsprach der Erfolg seiner Erwartung, und nach einiger Zeit brachte einer der Boten die Nachricht, Duvernet befinde sich bei den Ruli.

Diese Nachricht verbreitete sich sogleich allgemein und erfüllte alle mit Freude. Noch an demselben Tage stellte sich ein Neger, der ein unfreiwilliger Zeuge der Behandlung des weißen Priesters durch seine Feinde gewesen war, bei Aimaï ein und erzählte ihm das Vorgefallene.

„Wenn unser Freund noch nicht zurück ist," sagten die Yulosi, „so ist er ohne Zweifel durch die erlittene Mißhandlung krank geworden, und die Ruli, die ihn lieben, werden seinen Zufluchtsort verschwiegen haben, um ihn bei sich zu behalten. Aber wir müssen ihn pflegen; er muß sobald als möglich zu denen zurückkehren, die er seine Kinder nennt."

Ein Schwarm von Yulosi bot sich Ernst an und bat ihn, sich an ihre Spitze zu stellen, um seinen Bruder zurückzufordern; allein er bewies ihnen, daß man, da die Ruli keine feindliche Absicht hätten, mit allen Zeichen des Zutrauens und der Freundschaft zu ihnen gehen müsse, um sogleich Genugthuung zu erhalten; und er reiste sofort ab, bloß von Aimaï, Nelleo und einigen ergebenen Leuten begleitet.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Glückliche Gefangenschaft.

Der Stamm der Ruli, mit dem wir unsere Leser doch auch bekannt machen müssen, war der ärmste im ganzen Lande. In ein steiles Gebirge zurückgezogen lebten sie allein von dem Ertrage der Jagd. Ihr Verkehr mit den Nachbarn war so viel als gar keiner. Freunde einer wilden Unabhängigkeit verwarfen sie jedes Bündnis, das ihrem Willen auch nur die leichteste Fessel anlegen konnte. Obwohl sie bei ihrer Armut auch stolz und aufbrausend waren, so hielten sie doch aufs strengste an den Grundsätzen der Ehre und Rechtlichkeit fest, und nie sah man aus dem Innern ihres Gebietes solche herumziehende Familien hervorgehen, die einen Teil von Afrika unsicher machen.

Sie hatten keine eigens dazu ernannten Häuptlinge; die Ältesten waren ihre Ratgeber, und in ihren Händen waren alle gerichtlichen und Staatsangelegenheiten. Auch ihr Priester hatte in wichtigen Fällen eine bedeutende Stimme, und der junge Neger, der Duvernet gerettet hatte, war zur Zeit der einzige Priester der Ruli, deren Wohlwollen und Liebe er trotz seiner Jugend durch seine Tugenden und tiefe Weisheit sich zu erwerben gewußt hatte; er hieß Fezzanu und stammte von einer der ersten Familien ab. Er hatte sich, wie wir oben gesehen haben, mit einigen Priestern benachbarter Stämme verbunden, in der Absicht, den eifrigen Missionär zu retten, den die Ruli achteten, und den er selbst als den Retter seines Vaters schätzte. Er wußte, wie freudig man Duvernet aufnehmen würde, und im Vertrauen auf die

Zuneigung seines Stammes kümmerte er sich wenig um den Zorn derer, deren Absicht er vereitelt hatte.

Als er bei den Wohnsitzen der Nuli ankam, verbreitete sich eine allgemeine Freude.

„Der christliche Priester ist angekommen," riefen Weiber und Kinder zumal, „der gute Fezzanu hat ihn zu uns gebracht."

Diese Nachricht verbreitete sich schnell allgemein, und die Nuli verließen ihre Wohnungen und ihre Geschäfte; die, welche eben auf die Jagd gehen wollten, hängten ihre Waffen an den Wänden ihrer ärmlichen Hütten auf und eilten dem Missionär entgegen, von dessen Wohlthaten sie bereits gehört hatten.

Fezzanu überließ ihn seinen Gefährten, erzählte ihnen den ganzen Verlauf der Sache und forderte sie auf, die Nachbarstämme von dem treulosen Streiche ihrer Priester in Kenntnis zu setzen.

Ein Geschrei des Unwillens erhob sich bei der Erzählung Fezzanus, und man fluchte den Schuldigen.

Duvernet schätzte sich glücklich, unter solche Neger geraten zu sein, deren Ergebenheit ihm bekannt war. Er umarmte Fezzanu mehrmals, nannte ihn öffentlich seinen Befreier und bat ihn, jemanden abzusenden, um Aimaï und Ernst zu beruhigen.

Fezzanu versprach, seine Wünsche zu erfüllen, fragte aber zuvor die Ältesten um Rat und hielt sein Versprechen nicht. Man beschloß, Duvernet bei sich zu behalten, und ihn durch Sorgfalt, Anhänglichkeit und Ergebung dahin zu bringen, daß er die Leitung ihrer Angelegenheiten übernähme. Als die Gesandten Ernsts zum ersten Male kamen und nach dem christlichen Priester fragten, gaben ihnen die Nuli zur Antwort, daß sie ihn nicht gesehen hätten; und als später Ernst selbst am Fuße ihrer Berge erschien, verbargen sie ihren Gefangenen eilends und gingen sodann seinem Bruder entgegen. Sie erwiesen ihm

alle möglichen Ehrenbezeigungen, aber ihre Antworten auf alle seine Fragen waren ungenügend, und er setzte seinen Weg fort, ohne in ihre Wohnungen einzudringen.

Indessen blieb Duvernet bei denen, die ihn aus Zuneigung in Gefangenschaft zurückhielten, nicht unthätig; er besuchte die Kranken, versöhnte die Feinde und bereitete die Nation darauf vor, sich enge mit den Yulofi zu verbinden und die Vorteile einer Civilisation zu benützen, die das Unangenehme ihrer wilden Lebensart aufhöbe.

Die Neger hörten ihn mit Vergnügen und bezeigten ihm das größte Zutrauen, besonders wenn sie unter ihren Verwandten und Freunden einen Kranken hatten. Die Achtung vor den ärztlichen Kenntnissen des französischen Priesters war weit verbreitet, und wir haben bereits oben gesehen, daß seine Kenntnisse in dieser Beziehung seinen religiösen Zwecken förderlich waren.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Fezzanu.

Fezzanu besonders zeigte den größten Eifer bei seinem Unterrichte, und die günstigste Stimmung für die Annahme des Christentums. Er ging dem Missionär nicht mehr von der Seite, und erschöpfte alle Mittel, um ihn zu einem bleibenden Aufenthalt unter den Ruli zu bewegen.

Dieser junge Neger war von hitzigem Temperament, und hatte bereits unglückliche Erlebnisse durch-

gemacht, die seine Erfahrung gereift hatten. In seinem achtzehnten Jahre war er Amerikanern in die Hände gefallen, welche Negerhandel trieben, und mit einem anderen Kuli seines Alters auf eine Insel gebracht worden, welche diesen eben so barbarischen als habsüchtigen Menschen als Niederlage diente.

In den Unterredungen, welche er mit Duvernet hatte, erzählte er diesem seine Geschichte, und diese ist zu interessant, als daß wir sie unseren Lesern vorenthalten könnten.

„Die Barbaren, die sich unserer bemächtigt hatten," begann er, „behandelten uns nicht so grausam, als wir erwartet hätten; wir hatten einen unermeßlichen Weg zu machen, allein sie gingen schonend mit uns um, ließen uns auf ihre Kamele steigen und hielten offenbar sehr viel auf die Erhaltung unseres Lebens. Endlich schiffte man uns ein, und nach einer kurzen Fahrt landete man bei einer Insel, wo wir eine große Anzahl gefesselter Neger unter der Bewachung von Weißen antrafen, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Man vereinigte uns an diesem Tage nicht mehr mit der Kette, wir wurden mit Stricken gebunden und in einer Hütte eingesperrt. Ein Wächter hütete uns und bedrohte uns mehrmals mit dem Tode, wenn wir uns nur zu regen wagten. Die Nacht kam; unser Wächter hatte übermäßig getrunken, und schlief ein. Da ich von jeher eine große Körperstärke besaß, so machte ich meinem Gefährten bemerklich, daß ich einen Plan habe, der uns die Freiheit wieder gewinnen könne. Zugleich bot ich alle meine Kräfte auf und zerriß die Stricke, womit meine Hände gefesselt waren. Ich nahm hierauf die Streitaxt, die unser Wächter zu seinen Füßen liegen hatte, und zerschmetterte ihm damit den Kopf; und nun waren wir zwar frei, aber mitten unter unseren Feinden.

Ich hatte den Plan, mit Tulo zu fliehen. Ich wußte bis dahin nicht, was eine Insel war, und unsere Verzweiflung war groß, als wir umsonst nach einem Ausweg suchten, auf dem wir hätten entkommen können. Mein Gefährte war todmüde, und wir wußten nicht, was aus uns werden sollte.

Da wir es einmal gewagt haben, uns die Freiheit wieder zu verschaffen, sagte ich zu ihm, so wollen wir nicht so unklug sein, von neuem in die Sklaverei zu geraten, man würde uns unbarmherzig behandeln. Suchen wir in den benachbarten Wäldern eine Zuflucht; verfolgt uns auch dort das Unglück, so wird es doch besser für uns sein, miteinander dem Unglück zu unterliegen, als unter den Qualen unserer Verfolger umzukommen.

Dieser Vorschlag machte unserer Unentschlossenheit ein Ende, wir durcheilten die ganze Insel bis am Abend, wo wir mitten in einem dichten Gehölze Halt machten, auf einer Anhöhe, von wo aus man, wenn man auf einen Baum stieg, auf der einen Seite einen Teil des Meeres und auf der anderen ein weit ausgedehntes Feld sehen konnte.

Als der Tag kam, sah ich, daß wir uns an einem sicheren Orte befanden und ich baute eine Hütte aus Zweigen. Hierauf dachte ich auf Mittel, unseren Hunger zu stillen, aber rings um uns her war nicht ein einziger fruchtbarer Baum. Ohne Tulo etwas davon zu sagen, verließ ich vorsichtig unser Versteck, um die Umgegend auszukundschaften und daselbst einige Nahrungsmittel zu entdecken. Nach zwei Stunden kam ich mit sehr schönen Früchten, die ich auf mehreren Bäumen gewonnen hatte, zu ihm zurück. Wir waren doch nun für heute vom Hungertode gerettet. Den folgenden Tag ging ich ebenfalls nach Früchten aus, allein dies war das letzte Mal, denn ich plünderte die Bäume, auf denen sie standen, völlig.

Ich gedachte hierauf nach dem Hügel zu gehen, wo die Räuber Halt gemacht hatten, aber war es auch ratsam, sich so weit zu wagen? Indessen mußten wir zu leben haben, denn alle unsere Vorräte waren aufgezehrt. Es schien mir gar zu hart, Hungers zu sterben, nachdem wir unseren Verfolgern entgangen waren. Diese hatten auf der Insel eine Treibjagd angestellt, um uns wieder aufzufinden, aber da sie nicht zahlreich waren, so wagten sie sich nicht in die Wälder hinein; und überdies glaubten sie, wir hätten die Insel verlassen, weil eine ihrer Schaluppen, die schlecht angebunden war, während einer stürmischen Nacht ins Meer getrieben war.

So saß ich an einem Morgen, in traurigen Gedanken über unsere Lage versunken, unter einem Baume, als ich unfern von mir ein wildes Tier erblickte, das ich in unseren Wäldern noch nie getroffen hatte; ich erhob mich voller Freude, griff es sogleich an, und traf es tödlich mit meiner Streitaxt. Ich trug es stolz nach unserer Hütte und wartete nur die Nacht ab, um es zu rösten, damit der Rauch unseren Aufenthalt nicht verraten konnte.

Wir hatten nun auf mehrere Tage zu essen; aber auf den Überfluß folgte aufs neue Mangel, denn wir konnten den ganzen Wald durchstreifen, und es fiel kein zweites Tier unter meinen Streichen. Die Negerhändler waren ohne Zweifel glücklicher, als wir, denn aus dem fernen Knallen ihrer Feuerwaffen schloß ich, daß sie täglich Wildpret jagten, das mich floh. In einem Augenblick der Verzweiflung faßten wir den Entschluß, alles zu versuchen, um ihnen Lebensmittel zu rauben, und wenn wir uns bis zu dem bewußten Hügel wagen müßten. Wir erwarteten die Nacht, ehe wir aufbrachen.

Nach einem langen und mühsamen Marsche kamen wir zu dem Hügel. Alles um uns her war still; ich

glaubte, von den Bäumen, die mich umgaben, ohne Gefahr die zahlreichen Früchte pflücken zu können. Ich war eben daran, eine reiche Ernte zu machen, als ich zu meiner Freude ein Tier, ähnlich dem, welches ich früher getötet hatte, an einen Bananenbaum angebunden sah. Es war mein erster Gedanke, es mit meiner Streitaxt niederzuschlagen, und wir hatten wieder Lebensmittel auf einige Zeit.

So vergingen mehrere Tage, als ich an einem Morgen zur See zwei Schiffe erblickte, die auf die Insel zusteuerten. Sie legten sich nicht weit vom Ufer vor Anker und in kurzem setzten die Boote eine Menge Bewaffneter ans Land.

Ich sah gleich, wie unsere Verfolger sich den Neuangekommenen näherten und mit ihnen wie mit alten Freunden umgingen.

Tulo und ich stritten uns lange über die Maßregeln, die wir nehmen sollten, um unseren Feinden zu entgehen, aber wir konnten uns zu nichts entschließen. Und welche Aussicht auf Rettung hatten wir auch unter diesen Umständen? Wo sollten wir einen sichereren Zufluchtsort suchen, als unser wirklicher war? Wohin sollten wir fliehen auf dieser Insel, die eine Menge Leute nach allen Seiten hin durchstreiften?

Es vergingen mehrere Stunden, und wir waren immer noch in einer gräßlichen Ungewißheit. Die Vorsicht riet uns, da, wo wir uns hingeflüchtet hatten, jede Spur einer Wohnung zu vertilgen; wir zerstörten daher unsere Hütte und nahmen uns vor, uns in einem sehr dichten Schlag zu verbergen, in dessen Mitte man nur mit äußerster Mühe eindringen konnte. Ich bestieg hierauf meinen Baum wieder, und beobachtete die Bewegungen der Europäer.

Mein Schmerz war groß, als ich am Ufer mehr als zweihundert Neger liegen sah. Sie waren fest

geknebelt, und an ihrer Unbeweglichkeit konnte man leicht abnehmen, daß Elend und Entbehrungen ihnen alle Kraft geraubt hatten. Ich teilte Tulo meine traurige Entdeckung mit.

Die Frischgelandeten, sagte ich, sind eben so grausam, als unsere ersten Feinde, was ich soeben sah, das giebt mir die traurige Gewißheit davon, welches Los unser wartet.

Wir brachten den Rest des Tages mit Warten zu, aber wir wurden durchaus nicht beunruhigt. Mehr bedurfte es nicht, um meinen Mut zu erhöhen. Auch Tulo schien einige Hoffnung zu schöpfen, und da wir durch Wachen und Anstrengung erschöpft waren, so schlief er mitten unter den Gefahren, die uns bedrohten, ein. Ich wachte noch einige Zeit an seiner Seite, aber der Schlaf siegte über die Vorsicht und ich überließ mich der Ruhe.

Unser Schlaf wurde plötzlich durch mehrere Schüsse unterbrochen.

Ich horchte aufmerksam, allein auf die Schüsse war eine Totenstille eingetreten. Nach einiger Zeit wurde diese von neuem unterbrochen, und ich hörte, wie es sich im Gebüsche regte. Ich gestehe es, all mein Mut verließ mich in diesem Augenblicke; ich stand wie vernichtet.

Plötzlich verkündete mir ein schreckliches und anhaltendes Gebell die Annäherung einiger der blutdürstigen Hunde, welche man auf die Negerjagd abrichtet und welche selten die Fährte eines der Unglücklichen verlieren, auf welche sie gehetzt werden.

Ich dachte jedoch der Gefahr dennoch zu entrinnen, wenn es mir gelänge, die Tiere zu töten, die man gegen uns geschickt hatte, denn sie waren offenbar sehr weit vor ihren Herren voraus. Ich nahm meine Streitaxt zur Hand und stellte mich zum Kampfe an. Drei Hunde fielen nacheinander unter

meinen Streichen. Aber ach! der vierte entwischte mir, da er fürchtete, das Schicksal der anderen zu teilen, hielt er sich immer in einiger Entfernung und begnügte sich damit, sein Gebell desto stärker hören zu lassen.

Dieses wurde auch bald gehört, und in kurzem unterschied man mehrere Stimmen in dem Walde. Ich hielt uns für rettungslos verloren und alle Verteidigung für unmöglich; und unsere Feinde bemächtigten sich unserer und führten uns nach dem Hügel, wo uns eine Menge Weißer erwarteten, die an den beiden Schiffen Teil hatten; es waren Amerikaner und Engländer.

Man schlug uns fürchterlich mit Ruten und kündigte uns an, daß wir an einen dieser unmenschlichen Händler verkauft seien.

Dieser Mensch näherte sich mir, betrachtete mich sorgfältig, schlug mich leicht auf die Schulter und sagte: Wir werden, hoffe ich, einen prächtigen Sklaven aus Dir machen. Noch diesen Abend gehen wir unter Segel, und Du wirst Deinen Platz unter den Negern einnehmen, die ich bereits in meinem Schiffe habe.

Diese schrecklichen Worte verursachten mir den bittersten Schmerz. Ich sah Tulo traurig an, und wiederholte ihm die Worte des Kaufmannes. Er erhob Hände und Augen gen Himmel und stieß ein fürchterliches Geschrei aus, worüber aber unsere Peiniger nur lachten.

Der Mensch, an den wir verkauft waren, war ein abgehärteter Bösewicht, und gewohnt, die Neger als eine Ware anzusehen, und deshalb behandelte er sie auch mit erniedrigendem Hohne.

Ich wollte, sagte er zu mir, Dich vor Abend nicht von dieser Insel entfernen, allein ich habe meinen Plan geändert, ich muß jedermann Gerechtigkeit widerfahren lassen. Meine Neger sind in das Schiff zurück-

gekehrt, und ich sehe nicht ein, warum ich Dich noch in der frischen Luft lassen soll; überdies muß man auf Dich ein wachsames Auge haben, und ich möchte nicht, daß Du mir wieder in die Wälder entkämest.

Ich wurde sofort auf das Schiff geführt, und in ein dunkles Loch geworfen, aus dem mir der ekelhafteste Geruch entgegenkam. Rings um mich her hörte ich Jammertöne und ich schritt über lauter Unglückliche hin, die von Elend niedergedrückt und sozusagen aufeinander gehäuft waren. Ich wurde an einen Neger von dreißig Jahren gefesselt. Tulo hatte dasselbe Schicksal. Mein Gefährte an der Kette sagte mir, daß er und seine Kameraden von ihren Feinden an die Portugiesen verkauft worden seien. Das andere Schiff verbarg ebenfalls eine Menge Sklaven in sich, die den Engländern gehörten. Er konnte mir nicht sagen, nach welchem Weltteile man uns führen werde, aber soviel sagte er mir, daß ich auf ewig auf das Glück verzichten müsse, meine Angehörigen und mein Vaterland wieder zu sehen.

Darüber wurde ich so betrübt, daß ich zum großen Wesen betete, mich sterben zu lassen. Ich verschmähte die wenige Nahrung, die man uns reichte, entschlossen, mein Unglück nicht zu überleben. Als ich an den Bewegungen des Schiffes merkte, daß es unter Segel gehe, füllten meine Augen sich mit Thränen und es war um alle meine Hoffnungen geschehen. . . .

Doch bald belebten sich diese wieder. Wir waren einige Zeit gefahren, als ich plötzlich eine große Bewegung auf dem Verdecke wahrnahm. Es schien, als ob ein Sturm uns drohte oder ein Kampf sich daselbst erhöbe. Eingepreßt in die schrecklichsten Gefängnisse im unteren Schiffsraume konnten wir nicht sehen, daß die Ereignisse, die vorgingen, für uns günstig sein könnten. Auf einmal kam ein Matrose

eilends vom Mastbaume herab und schrie: Man muß sie ins Meer werfen, und wollte die Dielen am Schiffe aufheben, welche eine Fallthüre bildeten und dazu eingerichtet waren, im Falle einer Überrumplung alle gefangenen Neger zu ertränken. Er hatte nicht Zeit, sein schändliches Vorhaben auszuführen. Einige Kanonenschüsse verkündeten uns, daß ein Kampf begonnen habe. In kurzem stürzte eine beträchtliche Anzahl der Angreifenden sich auf das Verdeck, diese hieben beinahe die ganze Bemannung des Schiffes nieder und wandten sich sodann, das Schwert in der Hand, gegen uns. Wir hielten uns ebenfalls alle für verloren; aber diese waren im Gegenteil unsere Befreier. Sie zerbrachen unsere Bande und kündeten uns an, daß wir der Freiheit wiedergegeben seien. Diese edelmütigen Europäer waren Franzosen, die auf Sklavenschiffe Jagd machten und soeben an unseren barbarischen Unterdrückern Gerechtigkeit geübt hatten. Unser Schiff segelte nun unter dem Schutze des französischen weiter und wir fuhren nach einem afrikanischen Hafen, von wo aus jeder von uns in sein Vaterland zurückkehren durfte. Ich hatte einen ungeheueren Weg zu machen, allein die Liebe zum Vaterlande war stärker, als die Furcht vor Strapazen und Gefahren. Endlich kam ich bei dem Stamme meiner lieben Ruli an, wo ich mit der größten Freude aufgenommen wurde, weil ich der letzte Sprößling des Priestergeschlechtes war.

Sie werden nun einsehen," so schloß Fezzanu seine Rede, „warum ich eine so lebhafte Zuneigung zu Ihnen habe. Die Wohlthaten nicht gerechnet, die ich Ihnen persönlich verdanke, wußte ich überdies, daß Sie ein Franzose sind; und solange Fezzanu lebt, wird er gegen seine edelmütigen Befreier ewig dankbar sein."

Dreißigstes Kapitel.

Bündnis mit den Ruli.

Die Geschichte Fezzanus hatte einen tiefen Eindruck auf den Missionär gemacht; seine lebhafte Zuneigung zu den armen Negern war noch größer geworden bei der Beschreibung der gehässigen Behandlung, welcher dieser Teil der Menschheit ausgesetzt ist. Er wünschte Tulo kennen zu lernen, und vernahm mit Freude, daß dieser einer von denen sei, welche die größte Vorliebe für den christlichen Glauben zeigten. Er belehrte ihn fortwährend, und dieser zog eine große Anzahl der Ruli zu diesen Unterweisungen Duvernets. Diese Wilden waren glücklich hiefür gestimmt, und der Missionär verdoppelte seinen Eifer, um sie zu einem Bündnis mit den Yulofi zu bewegen, damit er das Evangelium desto leichter unter ihnen verkündigen könnte, ohne das Feld zu verlassen, das er zuerst angebaut hatte.

Sein Rat hatte die meisten Ruli zum Wanken gebracht, als sich plötzlich einer der letzten Abgesandten Ernsts zeigte, und so glücklich war, ihn zu entdecken, während er gerade bei mehreren Greisen saß. Er wurde ebenfalls von Duvernet erblickt, der ihn erkannte und beim Namen rief. Allein der verschlagene Yulofi, welcher fürchtete, die Ruli möchten ihn ebenfalls als Gefangenen zurückbehalten, floh pfeilschnell, und gab dem Missionär nur noch ein Zeichen, daß er seine Landsleute davon benachrichtigen wolle.

Die Greise bemerkten dieses Zeichen, und verzichteten von nun an auf die Hoffnung, ihn länger als Gefangenen behalten zu können.

„Wir wollen keine Gewalt brauchen," riefen sie,

„denn dies würde doch vergeblich sein. Was sollen wir mit denen streiten, welche Sie mehr lieben, als uns?" setzten sie hinzu, indem sie sich an Duvernet wandten.

„Werdet die Brüder der Yulofi," antwortete der Missionär, „so könnet ihr mich immer bei euch sehen, und den Namen erhalten, den ich ihnen gegeben habe. Euer Vorteil und euer Glück raten es euch, auf meinen Vorschlag zu hören; ihr wohnet an der Grenze ihres Gebietes, seid nicht so gar weit von der Wohnung der Königin Osmalie entfernt, und könnet, wenn ihr euer Schicksal mit dem der mächtigen Nachbarn vereinigt, einen Wohlstand erlangen, zu dem ihr nie kommen werdet, solange ihr euch nur auf euch verlasset. Die Yulofi bedürfen euerer hier, um den Frieden auf einer Seite ihrer Besitzungen zu erhalten, und ihr bedürft ihrer, um euch gegen plötzliche Anfälle einiger benachbarten Stämme verteidigen zu können."

Duvernet sprach noch lange Zeit, und versäumte nichts, um die Greise, die ihn umgaben, hiezu zu überreden. Seine Worte hatten endlich den gewünschten Erfolg, und seine Zuhörer riefen plötzlich einstimmig aus: „Es ist ruhmvoll für die Ruli, Brüder der Yulofi zu heißen!"

Sie versammelten sodann das Volk und setzten es von ihrem Entschluß und von den Vorteilen in Kenntnis, die ihnen aus einem innigen Bündnis mit den Unterthanen der Königin Osmalie erwachsen würden. Die Ruli waren lange Zeit unentschlossen, aber Duvernet nahm das Wort noch einmal und besiegte endlich ihren Widerwillen.

Das Volk gab, begeistert durch seine Rede voll Feuer und Wahrheit, durch seinen freudigen Zuruf zu erkennen, daß es den Entschluß der Greise billige.

Am folgenden Tage versammelte es sich von

neuem, um eine Gesandtschaft an die Yulofi abzuschicken, zu deren Führer Fezzanu gewählt wurde. Die Gesandtschaft ging erst am folgenden Tage ab, denn die eigenliebigen Ruli wollten, daß dieselbe prachtvoll und des Namens der Ruli würdig auftreten sollte. Nur noch einige Meilen von der Stadt der Königin Osmalie entfernt, begegnete ihnen Ernst und seine Gefährten.

Duvernet, der die Gesandtschaft begleitete, erzählte ihnen das Ergebnis seines Aufenthaltes bei den Ruli; er machte sie mit den Hauptumständen bekannt, die seine Abwesenheit bezeichnet hatten, und ergriff diese Gelegenheit, sie zur Bewunderung der weisen Führung der göttlichen Vorsehung aufzufordern, welche ihn mitten unter den größten Gefahren beschützt hatte, und die den Haß seiner Feinde zur Verbreitung der Wahrheit und zum Wohle eines ganzen Volkes benützt hatten. Alle hörten ihm begierig zu und gingen mit ihm nach der Stadt, wohin ein Neger ihnen voranging.

Einunddreißigstes Kapitel.

Janos Tod.

Der Einzug Duvernets und der Ruli war eine Art Triumphzug; das Volk empfing sie mit lautem Zuruf, und als die Königin hörte, daß sie herankämen, erwartete sie dieselben unter der Thüre ihres Palastes.

Sie empfing sie aufs liebevollste und führte sie unverzüglich in den schönsten Saal, um daselbst ein

Bündnis mit den Nuli zu schließen. Sie überhäufte die Gesandten mit Geschenken, und ließ dieselben erst nach zwei Tagen, die unter öffentlichen Lustbarkeiten verstrichen, in ihre Heimat zurückkehren. Einige Zeit nach ihrer Abreise schickte sie Aimaï und noch einige der angesehensten Yulofi an die Nuli ab, um ihnen Glück zu wünschen, und sich mit ihnen über das gemeinschaftliche Interesse beider Völker zu beraten.

Die Nuli hielten ihren Schwur; sie wurden Brüder der Yulofi und noch heutzutage bilden sie ein Volk.

Dies war das Ergebnis der Bemühungen und der glücklichen Gefangenschaft Duvernets.

Wenn man manchmal von seiner Unvorsichtigkeit sprach, die ihn hätte ins Verderben stürzen können, so hielt er den Tadlern den Ausgang der Sache entgegen und sagte: „Es wäre zu wünschen, daß nie ein Unvorsichtiger ein schlimmeres Schicksal hätte!"

Die Gefahr, in der er geschwebt hatte, machte die Yulofi behutsamer; sie wollten Rache an den Stämmen nehmen, deren Priester sich so unwürdig gegen ihren Wohlthäter betragen hatten, aber er widersetzte sich entschieden. Übrigens straften die Stämme, welche unschuldig waren, die Schuldigen selbst, indem sie diejenigen derselben aus ihrer Gemeinschaft ausstießen, welche es wagten, wieder unter ihnen zu erscheinen, und die Namen derer brandmarkten, welche bereits für immer die Flucht ergriffen hatten.

Der fromme Geistliche blieb sich immer gleich, jederzeit voll Vertrauen auf die Vorsehung, die schon so lange über ihn wachte. Er fuhr fort, die Kranken der Nachbarstämme zu besuchen, und durch seine Bemühungen verbreitete sich die christliche Religion immer mehr in der Umgegend.

Einen Monat nach seiner Rückkehr von den Ruli wurde er in einer Nacht zu dem guten Jano gerufen; dieser ehrwürdige Greis lag im Sterben, und seine Söhne flehten den Missionär um seinen Beistand an.

Dieser ging sogleich und kam eben noch recht, um dem Sterbenden die letzten Sakramente zu reichen, und ihn sterben zu sehen. Die letzten Augenblicke des Greises waren tröstlich und freudenvoll; er wußte Gott nicht genug für seine Güte und für diesen sanften, christlichen Tod zu danken, der ihm wurde. Seine letzten Reden waren Worte des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, und ein feuriger Wunsch für die Bekehrung der unglücklichen Neger stieg aus seinem Herzen empor.

Der Missionär ließ den Greis in der kleinen Kapelle von Laubwerk beerdigen, und zwei Tage nachher kehrte er, von den Kindern und der Gattin Janos begleitet, zu den Yulofi zurück.

Er ließ ihnen mehrere einfache, angenehme und bequeme Wohnungen bauen, man trat ihnen einige fruchtbare Stücke Feldes ab, und sie lebten glücklich von dem Ertrage ihrer Arbeit.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Vortreffliche Anordnungen Osmaliens.

Das Bündnis mit den Ruli war schon längst geschlossen, als Ernst eines Tages zu seinem Bruder kam, um ihm Dinge von Wichtigkeit mitzuteilen: es handelte sich nämlich um die Bekehrung der Königin.

„Der Augenblick ist gekommen,“ sagte er, „wo

das Glück der Yulofi auf immer gegründet werden soll. Ich erfuhr diesen Morgen, daß die Königin sich entschlossen hat, Christin zu werden."

Duvernet. Diese Nachricht macht mir große Freude, ich weiß übrigens schon von der Sache. Die Königin ließ mich gestern abend rufen, und erklärte mir, daß sie sich in kurzem taufen lassen wolle. Die Zeit ist schon bestimmt, und Du wirst heute in den Palast berufen werden, um die Anordnungen zu den großen Festlichkeiten zu treffen, die auf Veranlassung der Taufe stattfinden sollen.

Ich für meine Person, mein lieber Ernst, stehe am Ziele meiner Wünsche. Du siehst selbst ein, welchen Einfluß die Bekehrung der Königin der Yulofi nicht allein auf diesen Stamm, sondern auch auf das ganze Land haben wird. Loben wir den Herrn für solche große Wohlthaten, bitten wir ihn, sein Werk zu vollenden, und weihen wir uns aufs neue zu Werkzeugen seines Ruhmes! Du folgtest einer heiligen Eingebung, da Du eine Kirche bauen ließest; ich will alles thun, dieselbe für die große bevorstehende Feierlichkeit würdig zu zieren und in den Stand zu setzen. Die Ceremonie wird großartig sein, und Du wirst die Völkerschaften von allen Seiten herzueilen sehen. Der König der Fulanen, der weise Naoné und seine tugendhafte Schwester Phatoée werden ohne Zweifel ebenfalls dazu kommen. Aïla that alles, um dieselben hiezu zu bewegen. Die fromme Tochter Aimaïs will, daß Phatoée an diesem Tage Zeugin des Triumphes unserer heiligen Religion sei, und sie will derselben ein Schauspiel bereiten, das unfehlbar den entschiedensten Eindruck auf sie machen soll.

Ernst. Ich verstehe Deine letzten Worte nicht.

Duvernet. Ich glaub' es Dir, es ist dies ein Geheimnis, das ich Dir anvertrauen will. Die Bemühungen Aïlas hatten bereits manchen guten Erfolg,

und besonders macht ein Fall ihr und mir große Freude. Zwei junge Mädchen haben, durch ihr Beispiel bewogen, im Sinne, an demselben Tage mit Osmalie sich zugleich taufen zu lassen, und sich sofort, gleich Aïla, dem Dienste der Leidenden zu weihen. Sie haben hiezu die Einwilligung ihrer Verwandten. Bei diesen jungen Mädchen ist die einzige Tochter Ramihs, welche sich ebenfalls zu gleicher Zeit mit Aimaï taufen lassen will. Ich weiß in der That nicht, wie ich all die freudigen Ereignisse, die auf Einen Tag zusammenkommen, ertragen soll. „Wie gütig ist doch der Herr, und wie unerschöpflich seine Gnade!“

Duvernet unterhielt sich noch lange mit Ernst. Die Seele des französischen Kriegers war groß geworden durch den Einfluß der Religion, er fühlte, daß die göttliche Vorsehung ihm ebenfalls eine Aufgabe zu lösen bestimmt habe, und konnte nicht ohne Rührung daran denken, daß dieselbe ihn gewürdigt hatte, das Werkzeug der Bekehrung eines ganzen wilden Volkes zu sein.

Was den Hoffnungen Duvernets noch mehr Grund gab, war der Umstand, daß die Königin von ihren Unterthanen aufs äußerste geliebt und verehrt wurde. Sie besaß auch in der That, wie wir oben sagten, die schätzenswertesten Eigenschaften, was ihr die Liebe und Achtung der Yulofi erworben hatte. Sie hatte die glücklichsten Gaben des Herzens und des Geistes; sie liebte, wie unsere Leser bereits gesehen haben, Gerechtigkeit und Wahrheit. Sie hatte es sich zur Pflicht gemacht, alle heilsamen Neuerungen, die der französische Priester vorschlagen würde, anzunehmen, und ihr Eifer für das Wohl ihres Volkes hatte sie bewogen, mehrere neue Gesetze an die Stelle der alten treten zu lassen.

Während der Abwesenheit Ernsts setzte sie sein

Werk der Civilisation mit lobenswertem Mute fort, und führte in dem religiösen Kultus eine Menge von Gebräuchen und Ceremonieen ein, welche hinlänglich bewiesen, daß ihr Widerwille gegen den Katholizismus sich bedeutend vermindert hatte. In der That hatten die Worte des eifrigen Missionärs ihre Früchte getragen; das Betragen dieses ehrwürdigen Geistlichen und seines Bruders, und die Dienste, welche diese beiden Europäer ihrem Stamme geleistet hatten, hatte sie günstig gestimmt, und sie wartete nur auf eine passende Gelegenheit, die Religion der Weißen anzunehmen.

Die Rückkehr Duvernets, seine bewundernswerte Menschenfreundlichkeit und sein Glück machte einen tiefen Eindruck auf sie. Sie zeigte, wie ihr ganzes Volk, eine tief gegründete Vorliebe für die Religion, die ihre Priester zu einer solchen Aufopferung bewog, und sie glaubte, daß sie nun ihre Achtung für unseren Glauben öffentlich an den Tag legen könne, ohne sich die Mißbilligung ihrer Unterthanen zuzuziehen. Sie hatte Aïla zu sehen verlangt, deren Abenteuer man ihr alle erzählt hatte. Sie wollte dieselben aus ihrem Munde hören und sie selbst über die Lebensweise befragen, die sie angenommen hatte.

Sie zeigte bei diesen Erzählungen ein lebhaftes Interesse und unterhielt sich noch öfter mit diesem frommen Negermädchen und mit Duvernet, wodurch ihr Entschluß, die Taufe anzunehmen, schnell reifte.

Sie verkündigte ihren Entschluß öffentlich und forderte ihre Unterthanen auf, ihrem Beispiele zu folgen. Diese Neuigkeit erregte einen großen Lärm im ganzen Lande, allein es war bloß der Ausdruck der allgemeinen Freude, denn die Yulofi waren entschlossen, ihrem Kultus ebenfalls zu entsagen und Christen zu werden.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Taufe.

Endlich kam der schöne, festliche Tag, an dem die Königin vor einer allgemeinen Versammlung des ganzen Stammes das heilige Sakrament der Wiedergeburt empfangen sollte.

Am Morgen strömten die Yulofi nach einer prächtigen Ebene, wo die heilige Ceremonie vorgenommen werden sollte. Bald erschien die Königin in Begleitung der Phatoée, welche Aïla selbst bei den Fulanen abgeholt hatte, und des Königs Naoné.

Als Osmalie erschien, ertönte die Luft vor Freudengeschrei, und alle Instrumente stimmten fröhlich ein.

Nachdem wieder Stille eingetreten war, ging Duvernet auf die Königin zu und fragte sie, ob sie sich taufen lassen wolle. Diese bejahte es, und die ganze Versammlung strömte der Kirche zu.

Die Ceremonie ging in einer kleinen, der heiligen Jungfrau geweihten Kapelle vor sich; Naoné und Phatoée antworteten zugleich mit der Königin auf die Fragen des Priesters. Zugleich empfingen Aimaï, Ramih, Fezzanu und Tulo und nach ihnen die vornehmsten Häuptlinge die Taufe. Das ganze Volk hätte an diesem Tage dieser Gunst teilhaftig werden mögen. Duvernet taufte auch viele, für die übrigen wurde die Ceremonie auf den folgenden Tag verschoben.

Alles geschah mit der größten Sammlung, und die Yulofi, welche zum ersten Male den Feierlichkeiten der katholischen Kirche beiwohnten, bewiesen durch ihre Stille und Aufmerksamkeit die Achtung, wovon sie durchdrungen waren.

Die Ceremonieen der Taufe waren gänzlich beendigt, als sich zwölf Jungfrauen von ihren Verwandten begleitet dem Altare näherten. Phatoée, die an den Segnungen dieses feierlichen Tages teilhaben wollte, legte ihre Hand in die ihres Bruders Naoné; Aïla wurde von ihrem Vater geführt, und die beiden Jungfrauen gingen bescheiden vor ihren tugendhaften Gefährtinnen her.

Am Fuße des Altares angekommen und von dem Priester um den Beweggrund gefragt, der sie zu ihm führte, antworteten sie durch den Mund Aïlas: „Wir kommen, den Herrn, unseren Gott, zu bitten, daß er unser Flehen gnädig anhören möge. Wir versprechen, uns dem Dienste der Leidenden zu weihen, und die zu trösten, welche traurig sind. Möchte unser Gott das Opfer gütig aufnehmen, das wir bringen, indem wir allen irdischen Freuden entsagen, und möchte er unsere Werke segnen!"

Nach diesen Worten warf sich Aïla nieder, und alle ihre Gefährtinnen folgten ihrem Beispiele, und sie blieben, nachdem ihre Verwandten sich entfernt hatten, noch einige Zeit lang im Gebete liegen.

Der Priester segnete sie, hieß sie aufstehen und hielt eine Rede an sie, die alle Umstehenden rührte.

Als diese fromme Ceremonie vorüber war, spielte die Musik religiöse Weisen, das Volk ging schweigend auseinander, und erwartete begierig den folgenden Tag.

An diesem Tage fand kein geräuschvolles Fest statt. Jeder war noch zu sehr mit dem beschäftigt, was er gesehen hatte, und mit den Segnungen, die alle in kurzem empfangen sollten. Bei Tagesanbruch begaben sich die Yulofi in Menge in die Kirche, und vielen unter ihnen wurde das Sakrament der Taufe zu teil; die, welche noch nicht hinreichend unterrichtet waren, waren allein noch von dem Glücke, Christen zu heißen, ausgeschlossen, und mußten warten, bis

Duvernet sie dieses heiligen Namens und der Teilnahme an den Wohlthaten der Religion für würdig erachtete.

Seit dieser Zeit lebte Aimaï friedlich im Schoße seiner Familie, und sein Alter verfloß ihm ruhig in der Gesellschaft seiner beiden innig geliebten Kinder. Nelleo teilte sein Glück.

Aïla und ihre jungen Gefährtinnen gestatten den Schmerzen unter den Yulofi keinen langen Aufenthalt mehr, und ihre Bemühungen sind von dem Segen des Herrn begleitet.

Osmalie regiert mit Gerechtigkeit ein Volk, dessen Wohlstand und Glück täglich zunimmt. Durch ihre Bemühungen erhoben sich auf dem Gebiete des Stammes mehrere kleine Städte und die Yulofi erlangten durch die Segnungen des Friedens eine Macht, welche eifersüchtige Nachbarvölker umsonst zu untergraben suchten. Naoné folgte in seinem Reiche ihrem eAïlpiele, und Phatoée trat ganz in die Fußstapfen isBas.

Duvernet, dessen Leben eigentlich bloß eine lange Aufopferung ist, verfolgt mit Eifer das wunderbare Werk, das er zum Teil vollendet hat. Er machte mit Ernst eine zweite Reise nach Europa; der letztere wollte wieder mit ihm nach dem Lande der Wilden zurückkehren, und neun Apostel begleiteten sie bei ihrer Rückkehr nach Afrika.

Duvernet sah seine beiden früheren Genossen freudig wieder, und sein Herz erfreute sich im Herrn der Fortschritte, die sie gemacht hatten.

Glücklich der Mensch, welcher, wie er, seine Tage dem Glücke und dem Wohle seiner Brüder weiht!

Inhaltsverzeichnis.

Bibliothek für die reifere christl. Jugend.

1r—44r Band.

Marlès, de, Geschichte der Maria Stuart, Königin von Schottland. Aus dem Französ. 3te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 2 M.

Roy, J. J. E. v., Geschichte der Johanna von Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. Aus dem Französischen. 4te, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

Lemercier, die letzten Tage von Pompeji. Aus dem Französ. von R. della Torre. 2te, verbesserte, mit erläuternden Bemerkungen vermehrte Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

— — **Sephora, die jüdische Jungfrau,** oder Rom und Jerusalem. Aus dem Französ. von R. della Torre. 2te, verb., mit erläuternden Bemerkungen verm. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 2 M.

Maria, oder der Engel auf der Erde. Aus dem Französ. von R. della Torre. 3te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 2 M.

Fenelon, Erzbischof von Cambrai. (Nach Cardinal Beausset.) Aus dem Französ. von R. della Torre. 2te Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 2 M.

Ernestine, oder der Reiz der Tugend. Nelly, die junge Künstlerin. Karoline und Julchen, die beiden Waisen. Drei Erzählungen nach dem Französischen von R. della Torre. 2te, sehr verbesserte Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

Ferdinand Cortez, oder die Eroberung von Mexico. Nach dem Französ. des H. Lebrun deutsch bearb. von R. della Torre. Mit 1 Stahlst. 2te, verb., mit erläuternden Anmerkungen verm. Aufl. 8. 2 M.

Geschichte der Kreuzzüge. Nach dem Französ. des F. Valentin deutsch bearbeitet von R. della Torre. Mit 1 Stahlstich. 2te, verbesserte, mit erläuternden Anmerkungen verm. Aufl. 8. 2 M.

Die Waise aus Moskau, oder: Die jugendliche Erzieherin. Eine Erzählung aus den Zeiten des letzten französischen Krieges. Nach dem Französ. von R. della Torre. 2te Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 50 Pf.

Mislin, J., die heiligen Stätten. Pilgerreise nach Jerusalem durch Oesterreich, Ungarn, Slavonien, die Donaufürstenthümer, über Constantinopel, den Archipel, den Libanon, Syrien, Alexandrien, Malta, Sizilien und Marseille. Aus dem Französischen. 4 Theile. Mit 1 Stahlstiche. 8. 9 M.

Stewart, A. M., Welt und Kloster. Novelle. Nach dem Englischen bearb. von E. Heinrich. 2te Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 50 Pf.

Odo, der Sohn der armen Wittwe. Eine Erzählung aus dem Leben Karl des Großen. Nach dem Französischen von J. Borscht. Mit 1 Stahlstiche. 2. Aufl. 8. 2 M.

Menrad, Th., Ferreol, oder: Sieg der Religion über die Leidenschaft. Eine Geschichte aus der französischen Revolution. Aus dem Französ. übersetzt von einem Pfarrer der Diöcese Trier. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 95 Pf.

Anna, oder kindliche Liebe. Nach dem Französischen von J. Borscht. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 95 Pf.

Die barmherzige Schwester. Nach dem Englischen von Abbé J. A. Stelzig. 2te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 80 Pf.

Nouhuys, H. J. C. van, der Waffenschmied und sein Sohn. Aus dem Holländ. übers. v. E. Reigers. 2te Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 95 Pf.

Christoph Columbus, oder die Entdeckung von Amerika. N. d. Französ. der Celliez v. J. Borscht. 2te Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 95 Pf.

Wechs, M., der Sohn des Republicaners. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 80 Pf.

Fullerton, G., Rosa Leblanc. Aus dem Englischen von C. Braun. 2te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

Enttäuschter Ehrgeiz, oder: Verheirathet und ledig. Von der Verfasserin von „Welt und Kloster". Aus dem Engl. von C. Braun. 2te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

Fullerton, G., Laurentia. Eine Erzählung aus Japan. Aus dem Englischen von Fr. X. Hahn. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

Schorn, J., der polnische Zuave. Eine Erzählung aus der Gegenwart für die reifere Jugend. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 50 Pf.

Juliana, oder die wunderbaren Führungen der Vorsehung. Eine Erzählung für die Jugend. Aus dem Französ. Mit 4 Stahlst. 8. 2 M.

Erven, F., Murad Bey, oder: Er hat seinen Gott verläugnet. Dem kath. Volke u. der reiferen Jugend erzählt. Mit 1 Stahlst. 8. 2 M.

Klitsche, A., das wunderbare Bild oder: Der Sieg. Eine Erzählung aus dem 30jährigen Kriege. Nach dem Ital. Mit 1 Stahlst. 8. 2 M.

Wannenmacher, Fr. X., Bamba Zampa oder: Negerschicksale. Eine Erzählung für die christliche Jugend. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 50 Pf.

Lehmann, M., die Rose von San Jago. Eine Erzählung aus dem spanischen Volksleben. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

Sadlier, J., Elinor Preston. Oder: Schilderungen aus der Heimath und aus der Fremde. Aus dem Engl. übertragen von C. Braun. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

Georg Massinger, oder: Die schlimmen Folgen gemischter Ehen. Ein Familiengemälde. Aus dem Englischen übertragen von C. Braun. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

Schneider, H., Georg von Eschenberg und seine Zeit. Eine Geschichte aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Dem deutschen Volke und der Jugend erzählt. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M. 25 Pf.

Frank O'Donnell, oder: Das alte Haus in der Heimath. Eine Erzählung aus dem irischen Volksleben. Nach dem Englischen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M. 70 Pf.

Wannenmacher, F. X., Franz Walters Irrfahrten in London. Eine Erzählung. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

Schöpf, J., die Rosen vom Berge Sinai. Erzählungen über die zehn Gebote Gottes. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

Ampère, J. J., Hilda, oder: Das Christenthum im fünften Jahrhundert. Erzählung, in's Deutsche übertragen von J. Ebersberg. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 50 Pf.

Grewer, Th., die Geschichte eines Portraits, oder: Bewahre, was dir anvertraut. Aus dem Englischen. 8. 2 M. 40 Pf.

Durliac, E., Erzählungen aus der Vendée. Mit einem historischen Gemälde der ersten Kriege der Vendée. Mit einem Vorworte von L. Veuillot. Nach dem Französischen von Frz. M. Brug. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 80 Pf.

Potter, Th. J., Schloß Percy Grange, oder: Der Ocean des Lebens. Eine Erzählung in drei Büchern. Aus dem Englischen von C. B. Reiching. 2te Ausgabe. Mit 1 Stahlstiche. 2 M.

Anderdon, W. H., im Schnee. Erzählungen vom St. Bernhardsberge. Aus dem Englischen übersetzt von F. Milden. 2te Ausgabe. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M.

Die Macht des guten Beispiels. Der reiferen Jugend gewidmet. Aus dem Französischen der Mlle. E. Brun, frei übersetzt von H. Werner. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M. 50 Pf.

Pfaff, C., die Eroberung von Malta und Rhodus, oder: Philipp Villiers de l'Isle-Adam und Johann de la Valette. Zwei Heldenbilder aus dem 16. Jahrhundert, erzählt für Volk und Jugend. 2te Aufl. Mit einem Titelbilde. 8. 1 M. 50 Pf.
